

Ilse Bindseil

Geschichten vom Schutz

Roman

Dieser Text steht zum Download bereit unter
<http://www.ilsebindseil.de/>

© 2004 Alle Rechte für diesen Text vorbehalten.
Jegliche unautorisierte Nutzung ist untersagt.
Autorisierung bedarf der Schriftform.

Möchten Sie etwas nutzen, treten Sie bitte mit mir in Kontakt:

Ilse Bindseil
Dieffenbachstraße 14
D-10967 Berlin
Tel. +49 (30) 692 55 44
kontakt@ilsebindseil.de

INHALT

(1)	Rick erzählt	5
(2)	Die Dänin erzählt	6
(3)	E. erzählt	8
(4)	E. erzählt	11
(5)	S. erzählt	15
(6)	E. erzählt	20
(7)	E. erzählt	22
(8)	E. erzählt	26
(9)	32
(10)	38
(11)	E. erzählt	43
(12)	Die Dänin erzählt	47
(13)	Jutta erzählt	52
(14)	Aris erzählt	59
(15)	Ilona erzählt	67
(16)	E. erzählt	73
(17)	E. erzählt	82
(18)	Chrissie erzählt	90
(19)	E. erzählt	97
(20)	Torsten erzählt	100
(21)	106
(22)	112
(23)	E. erzählt	117
(24)	123
(25)	129
(26)	E. erzählt	133
(27)	Faro erinnert sich	138

Personen, die sich gegenseitig träumen

(Milorad Pavić, Das chasarische Wörterbuch)

(I) RICK ERZÄHLT

Wir waren nach der letzten Stunde wie immer ins Café gegangen und hatten über die bevorstehende Prüfung geredet und wohin die Abschluß-Fahrt gehen sollte und was wir als Streich planten. Jonas wollte verhindern, daß gerade die Dozenten sich drückten, an denen wir uns rächen wollten. Aris meinte, das wäre schon immer so gewesen, und wir sollten lieber an den Streich denken und daß er uns Spaß machte, als an die Wirkung auf die Dozenten. Hannah wollte wenigstens einmal in ihrem Leben mit D. tanzen, für den sie seit dem ersten Semester geschwärmt hatte, und verlangte Musik in allen Räumen und irgendwas mit Tanzen.

E. saß am Nachbartisch. Aber sie war nicht wie gewöhnlich mitten in dem Höllenlärm in irgendeine Vorbereitung vertieft, sondern redete mit einem Mann. Das heißt, *sie sprach mit ihm*, und er antwortete, wie so ein Mann antwortet, wenn eine Frau auf ihn einredet, aber mit einem Lächeln, das plötzlich aufleuchtete. An Hannahs Gesicht konnte man sehen, daß ihr dieses Lächeln durch und durch ging, aber bestimmt nicht, weil sie etwas an dem Mann fand, der in seinem Alter, in seiner Art Lichtjahre von uns entfernt war, sondern weil sie spürte, was dieses Lächeln in E. anrichtete; denn Hannah war unser Medium, und wir brauchten bloß sie anzusehen, um zu wissen, was am Nachbartisch vorging.

Schließlich gingen sie, und auch wir zahlten. Draußen stand E. mit dem Mann und sah ihm zu, wie er die breite Jacke zuknöpfte und die Wollmütze aufsetzte, wobei er die Haare so aus der Stirn schob, daß er mit einem Mal viel jünger aussah. Dann machte er, die Hände in den Jackentaschen, lächelnd eine kleine Verbeugung und ging.

E. rührte sich nicht.

Da raffte Aris sich auf und war mit einem Schritt bei ihr.

Sie sind traurig, Frau E., sagte er.

Sie nickte. Und dann fing sie an zu weinen.

Aris trat noch näher an sie heran, so daß sie wie von selbst an seiner Brust lehnte, und legte die Arme schützend um sie.

Weinen Sie ruhig, sagte er, und da fing sie richtig an, und sie weinte so, daß es sie schüttelte und Aris sie festhalten mußte.

Der Arsch, murmelte Yannick und meinte den Mann in der breiten Jacke. Hannah war ganz weiß geworden. Ihr Gesicht hatte den starren Ausdruck be-

kommen, wie wenn sie nur noch Medium ist. Um ihre Wimpern glitzerte es, aber infolge der Erstarrung konnte sich die Träne nicht lösen.

Aris hatte sich zu E. hinuntergebeugt und redete beruhigend auf sie ein. Ich glaube, er war ins Griechische hinübergewechselt. Seine Stimme war noch um einige Oktaven tiefer gerutscht, und es klang nach Versen, irgendeinem Singsang, mit dem man Kinder beruhigt, so etwas wie »Heile heile Segen«, aber auf griechisch.

Schließlich hob E. den Kopf.

Besser? fragte Aris.

Sie nickte. Wir rückten näher heran.

Ratlos rieb sie an seinem Pullover herum.

Er ist völlig durchnässt, sagte sie. Sie werden sich erkälten.

Aris schüttelte lächelnd den Kopf.

Egal, sagte er.

E. sah uns der Reihe nach an. Um die Augen wirkte sie magerer als sonst, so als hätte jemand das dahinter gelegene Wasserpolster geleert.

Ich kann nicht mehr, sagte sie und war für einen Moment wieder die alte. Ich brauche einen Kaffee oder einen Schnaps.

Oder beides, sagte Ilona nüchtern.

Aber so wie ich aussehe, kann ich doch nirgendwo reingehen, sagte sie.

Wir nehmen Sie in die Mitte, sagte Ilona.

Yannick mit seinem verwegenen Hut vorneweg, eine muntere Unterhaltung anstimmend, wir ändern in vielsagender Zwanglosigkeit um sie herum, zogen wir zurück in das Café, das wir vor Stunden? Minuten? Sekunden? verlassen hatten und gruppierten uns erneut um den Tisch.

Ich geh bestellen, sagte Judith und schlurfte zur Theke.

(2) DIE DÄNIN ERZÄHLT

Wir verließen den Übungsraum wieder einmal als letzte, S., E. und ich. Draußen stellte S. seine Sporttasche hin und schloß sorgfältig ab, ganz Hausvater. Im Schlüsselladen hatte er sich eine kleine leistungsfähige Taschenlampe gekauft, die einen scharfkonturierten Lichtkegel erzeugte, mit dem er mühelos das Schloß fand. Dann stapften wir wie immer durch den dunklen Hof zum Seitenausgang und stritten, da ich das Fahrrad mithatte, auch nicht, ob wir über den Hof gehen oder den kürzeren Weg durch den engen Flur des Vorderhauses

nehmen sollten. Von dort roch es durch die Lüftungsklappe des französischen Feinschmeckerrestaurants durchdringend nach Bouillabaisse, und mir zogen sich die Magennerven zusammen.

An der Kreuzung standen wir noch einen Augenblick herum und redeten von diesem und jenem. Das heißt, S. und ich redeten. E., die während des Trainings wie ein aufgezogener Kreisel gewesen war und alles durcheinandergewirbelt hatte mit einer Mischung aus Späßen und Bekenntnissen und einer völligen Hingabe an die Übungen – sie war verstummt. Einmal hatte sie noch gefragt, wo man solche Taschenlampen bekam, in einem Ton, wie wenn es um einen Rettungsanker, um das lebensrettende Medikament in einer akuten Herzkrise ging, und so, als würde es jetzt schon gebraucht. Sonst hatte sie gar nichts gesagt. Seit sie sich im Umkleideraum, schon fix und fertig angezogen, zu ihren Schuhen gebückt und die Schnürsenkel zugebunden hatte, schien jede Kraft aus ihr gewichen zu sein. Sie verharrte in der gebückten Haltung, bis jede einzelne Strähne nach vorn gefallen und ihr Gesicht hinter dem Haarvorhang verschwunden war. S., der noch die letzten Handgriffe besorgte, wick ihr mit elegantem Schwung aus und stellte das Teetablett auf den Rand des Spülbeckens.

Apfel? hatte er gefragt.

Langsam hatte sie sich wiederaufgerichtet.

Apfel, murmelte sie und nahm das ihr hingehaltene Viertel. Langsam kaute sie. Und mit jedem einzelnen Bissen hatte sie auch noch den Rest ihrer Lebendigkeit hinuntergeschluckt.

Na, willst du hier übernachten? hatte S. gefragt. Und mit der ihm eigenen Abruptheit, mit der er die Menschen, die aufgrund seines Berufs, aber auch seiner natürlichen Offenheit gewissermaßen in seine Intimsphäre hineinströmten, aus dieser wieder hinausbeförderte, hatte er gleich hinzugesetzt:

Aber *ich* will nach Hause.

Und dann hatte er die Tür zum Übungsraum hausväterisch abgeschlossen, und wir waren über den dunklen Hof gegangen. E. hielt mir die mit häßlichen senkrechten Stäben gegitterte schwere Tür auf und konnte dann die handlichen Stäbe kaum loslassen. Auch S. schien der Drang nach Hause, kaum daß er den Schritt ins Freie getan hatte, verlassen zu haben. Während ich die Sporttasche auf dem Gepäckträger zurechtzurte, verwickelte er mich in eine Unterhaltung über die Hünengräber auf Langeland, wo ich den Sommer über an meinem Ferienhäuschen gebaut hatte, und E. hörte zu.

Also, dann will ich mal, sagte ich.

S. rührte sich nicht. Er strich an seiner Wollmütze herum, die er glatt anliegend wie ein Rousseauist trug, und ließ sich von den Hügelgräbern nicht

ablenken. E. starrte ihm ins Gesicht, als könnte sie nur so seine Rede in Gang halten.

In dem Augenblick stürmte eine Gruppe junger Leute über die Kreuzung. »Da ist E.!« rief einer, und dann riefen sie: »Hallo, Frau E.!«

E. riß sich aus ihrer Erstarrung.

Geht ihr zur U-Bahn? rief sie und setzte sich sogleich in Bewegung. Sie schulterte die Sporttasche, warf uns ein piepsiges »Tschüs!« zu und langte rennend und stolpernd bei den jungen Leuten an.

Ich gehe mit euch, sagte sie, jetzt mit ihrer ganz normalen Stimme, die mühe-los bis zu uns drang. Ich will nach Hause.

Sogleich wurde sie in die Mitte genommen.

Was machen Sie denn hier? wollte einer von ihr wissen.

Das weiß ich selbst nicht so genau, sagte sie.

Na, Sport, sagte ein anderer und wies auf ihre Tasche.

Und da haben Sie sich übernommen, sagte ein anderer.

Alle lachten.

Von wegen, sagte sie, streckte sich blitzschnell, zog ihm den verwegenen Hut vom Kopf, warf ihn in die Höhe und setzte ihn sich auf. Mit der einen Hand hielt sie ihn fest, während sie in der anderen die Sporttasche hielt, und fing an zu rennen.

Den siehst du so schnell nicht wieder, sagte ein Mädchen zu dem Jungen, dem der Hut gehörte.

Das wollen wir mal sehen, rief Yannick und setzte ihr nach. Lachend und rufend rannten die andern los.

Die da tun ihr offenbar besser als wir, sagte ich.

Ich komm nicht mehr mit bis zur Ecke, sagte S.

(3) E. ERZÄHLT

Als ich mich in der überfüllten U-Bahn, von allen Seiten geschoben, unwillkürlich an ihn herandrängte, lächelte er amüsiert, und dieses Lächeln im offenen Gesicht hatte auf die nach soviel wüstem Monologisieren immer noch feindselig entstellten Züge eine seltsame Wirkung: wie wenn das Böse ein Gesicht kriegte. Ich stellte die Sporttasche zwischen den Beinen ab und fuhrwerkte noch ein bißchen mit den Füßen herum, ganz benommen von der Unwiderruflichkeit der Nähe, die nicht, wie es unserem Umgang entsprach, in jedem Augenblick

geleugnet oder einfach aufgehoben werden konnte, jedenfalls nicht für die nächsten zwei Stationen. Mühselig hob ich den Kopf vor der schwarzen Wand, die seine Jacke war, und sah die Knöpfe Etage um Etage an mir vorbeiziehen, bis das in einer schwindelerregenden Mischung aus Einladung und Hohn lächelnde Gesicht auftauchte, aus dem die Wollmütze jedes Haar entfernt hatte; ich selbst hatte sie ihn im Pariser Banlieue-, im *bour-*Stil aufzusetzen gelehrt: zuerst tief in die Stirn hinein-, sodann sorgfältig wieder aus ihr herausziehen, bis die nackten Züge modelliert und die Haare am Hinterkopf geborgen sind. Daß er vor den abendlichen Arbeitsterminen seine Morgenrasur vorzunehmen pflegte und deshalb so nackt wirkte, wußte ich damals noch nicht.

Den einen Arm um die Stange geschlungen wie ein Urwaldaffe, den andern um seinen Rucksack, damit er im finsternen Neukölln nicht beklaut wurde, das Gesicht zu mir heruntergeneigt, die von Gott Zufall persönlich, nicht von ihm zu verantwortende Nähe durchaus genießend – aber ohne das geringste Bedürfnis, aus dem Aroma dieser abendlichen Heimfahrt eine Perspektive zu machen, irgend etwas, was dem Leben eine Bestimmung geben konnte –, hatte er sich gleichsam in die ›stabile Seitenlage‹ gebracht, in der er unbegrenzt aushalten konnte. Ich dagegen, nachdem der von uns sonst eisern gewährte Mindestabstand einmal unterschritten war, raste wie ein Meteor auf ihn zu, in freiem Fall; und vielleicht genoß er das ja auch, weil er nämlich ahnte, was in mir vorging, und bloß stillhalten, das heißt seinem Nicht-Impuls nachgeben mußte, damit ein paar zauberhafte Augenblicke lang alles möglich war und am Ende gar nichts passierte.

Um dem unvermeidlichen Zusammenstoß eine akzeptable Form zu geben und den Aufprall zu mildern – oder eigentlich, weil ich ja auf ihn zuraste und mich zur Landung richten, das Fahrgestell ausfahren mußte (vielleicht auch in einer Art Abwehrzauber, wer weiß!) –, streckte ich unwillkürlich die Hand nach ihm aus, um ihn zu berühren. Denn wenn schon die räumlichen Schranken gefallen waren, sagte ich mir, mußte ich ihn auch anfassen dürfen. Er arbeitete schließlich mit dem Körper und würde es verstehen. Von den Erfahrungen, die er ihm zumutete und die, wie er behauptete, seinem Geist zugute kamen, arbeitete es übrigens auch sichtbarlich in seinem Gesicht, das noch ständig umgeschaffen wurde, was ihm im Vergleich mit dem eines normalen Erwachsenen einen nicht nur lebendigen, sondern bei aller chronischen Unzufriedenheit ausgeglichenen Ausdruck verlieh – so als hätte er das Kind in sich nie verraten und wäre gewissermaßen beim Thema geblieben. Wenn jemand so sehr in seinem Körper gegenwärtig war wie er, dann mußte er es auch aushalten, wenn man ihn berühren wollte.

Aber ›in echt‹ hielt keiner von uns beiden irgend etwas aus.

Ich sah noch, wie er zurückzuckte – und ich schwöre, das geschah einen Augenblick, bevor ich die Hand gegen ihn ausstreckte, just einen Lidschlag davor –, aber ich hätte die Bewegung nicht mehr stoppen können; abgesehen davon, daß ich ihn ja unbedingt anfassen *wollte!* In dem Augenblick hörte ich eine unbekümmerte Stimme »Hallo!« rufen beziehungsweise, damit in dem überfüllten Wagen keine Mißverständnisse aufkommen konnten: »Hallo, Frau E.!« Auf ihre Art drückte diese Stimme ebenfalls einen Wunsch aus, und sei es bloß den, gehört zu werden. Offensichtlich wollte auch sie etwas erreichen und konnte insofern in unserem Konzert gegensätzlicher Bedürfnisse mitwirken. Ich ließ die Hand sinken. S. brachte seinen Kopf unauffällig in die normale Position zurück und schämte sich hoffentlich; denn es konnte ja tatsächlich so aussehen, als wenn die junge, aber durchsetzungsfähige Stimme ihn im letzten Moment von mir weggetrieben hätte. Zumindest konnte das multikulturelle Gemisch um uns herum, das er verabscheute, es so auffassen, und das wäre eine Niederlage für ihn gewesen; denn *sie* sollten ja zurückweichen, verkündete er jedem, der es hören wollte, er, längst in der Minderzahl, wollte sich behaupten! Ich schämte mich übrigens auch, schließlich hatten wir aufgrund der Umstände die Köpfe zusammengesteckt. Aber ich hatte eine unendliche Routine im Schämen vor diesen jungen Leuten, von denen ich schon hundertmal ertappt worden wäre, wäre ich nicht cool geblieben und hätte mich nicht eisern aufs Ignorieren verlegt – so war das, wenn man mit jungen Leuten zu tun hatte und selbst nicht geradezu verknöchert war. Verhindern konnte man gar nichts, nur cool mußte man bleiben. Außerdem konnte ich den harschen Ton einordnen, der wie das Eintrittsbillet zur nordafrikanischen Männergesellschaft zu sein schien, zu der Said gehörte, und doch mehr mit dem Stimmbruch des Jugendlichen zu tun hatte, und zwar gerade in seinem rauhesten Timbre. Auch mich hatte Said früher mit dieser Stimme erschreckt, aber das war schon lange her. Vielleicht fühlte ich mich noch ein wenig gemahnt, aber ertappt fühlte ich mich nicht mehr, und eher beschützt als mit Absicht erschreckt.

Fein gemacht, als ginge er auf eine Hochzeit, geschrubbt und rasiert bis unter die Haut, strahlend vor innerer und äußerer Sauberkeit, zudem nicht allein, vielmehr in Gesellschaft eines Kumpels, auf den er, eingehängt in eine Halteschleife, nach den Rhythmen der U-Bahn zubaumelte und mit dem er den Abend in komfortabler Zweisamkeit verbringen würde, war Said Herr der Lage und Herr über die U-Bahn. Er sah hübsch aus im Schwarz-Weiß-Look der Immigranten; das heißt, er war rundum schön, und das sah in dem heruntergekommenen und zugleich selbstbewußten Milieu dieser südöstlichen Bahnlinie

nett aus, nicht auf eine dogmatische Weise schön, sondern hübsch. Die krausen Haare standen wie ein Heiligenschein um sein schmales, nach den scharfen Kanten gearbeitetes Gesicht mit den dunklen Augen. Ich hätte ihn gern gefragt, was er für den Abend vorhatte, wußte aber, daß Vorfreude und Ereignis bei ihm in der Regel in keinem Verhältnis standen. Wahrscheinlich trafen sie sich nur mit Freunden.

Alles klar? rief Said über die dicht gedrängten Köpfe der Umstehenden hinweg. Neugierig drehten sich die Köpfe und machten bei mir halt, und obwohl ich Said's Methoden kannte, fühlte ich mich durchschaut. Nie hätte ich auf eine Frage von ihm etwas anderes als die Wahrheit antworten können.

Nur andeutungsweise schüttelte ich den Kopf, wie ich es manchmal im Unterricht tat, wenn einer von ihnen etwas Ungereimtes sagte und ich nicht wollte, daß ein Aufhebens darum gemacht wurde. Said würde mich schon verstehen.

Nicht so schlimm, setzte ich sogleich laut hinzu, und sein Freund, der uns neugierig beobachtete, schaute konsterniert.

Südstern, du verpaßt das Aussteigen, sagte S. in dem Moment zu mir, ich hörte es eigentlich erst hinterher, als ich schon auf dem Bahnsteig gelandet war, auf den er mich, ich weiß nicht wie, mit einem wohlgezielten Tritt oder Schubs befördert hatte, in einer sagenhaften Geschwindigkeit, geradewegs durch die sich öffnende Tür. »Kopf hoch, Frau E.!« rief Said mir noch über die Köpfe hinweg nach. »Tschüs!« setzte S. auf seine trockene Art hinzu.

Dem Zug nachblickend, versuchte ich noch tschüs zu sagen.

(4) E. ERZÄHLT

Ich ›fremdelte‹. Ich hatte einen Gegengott. Einen kleinen Apoll.

Weil wir nicht miteinander schlafen konnten, haben wir immer zusammen geweint. Genaugenommen hat nur einer von uns beiden geweint, und das war der eigentliche Gag bei der Sache, das Verbindende: Einer weinte und der jeweils andere ermöglichte es ihm zu weinen, indem er ihm den Rücken frei hielt nach außen – so daß er sich sorglos seinem Kummer hingeben konnte –, und seinen Blick zugleich auf ihm ruhen ließ, damit sein Schmerz nicht ohne Sinn war und seine Tränen nicht ins Bodenlose fielen.

Vorzugsweise weinten wir daher einer an der Brust des andern. Oder um der Wahrheit auch hier die Ehre zu geben: Er weinte an meiner; denn er war

nichts weiter als ein feingliedriges Kind, aber sein Kummer war groß. Wenn dagegen ich weinte, dann wahrte er die gleiche teilnehmende Distanz, wie wenn wir miteinander redeten. Er wußte, daß ich nur weinen konnte, wenn ich mich dabei auch körperlich verlassen fühlte, faßte mich aber jemand an, dann gefror alles Flüssige in meinem Körper und drohte ihn zu sprengen. Ich stemmte also die Ellbogen auf die Tischplatte und stopfte beide Fäuste in die Augen, damit die Tränen nicht eher aus mir herausströmten, bevor nicht alles Feste und Widerständige in Bewegliches umgewandelt war, alles Duckmäuserische, Holzige, Trübe in Hitziges, alles Tote in Lebendiges. Dabei spürte ich seinen Blick teilnehmend auf mir ruhen, und dieses Gefühl gab mir den Mut, nicht eher aufzuhören, als bis der luftige Zustand erreicht war, der kurz vor der Auflösung, sobald ich aber an die Grenze stieß, mich auch wieder zu beruhigen; denn er saß ja da, den abgerissenen Gesprächsfaden in der Hand, jederzeit bereit, wieder anzuknüpfen, und das Leben ging weiter.

Für unsere Stelldicheins brauchten wir den öffentlichen Raum. Da wir nicht miteinander schlafen konnten, war das Zuhause, seins und meins, für uns der unwirtlichste Ort auf der Welt, schlimmer als der Bahnhof. Was für armselige Liebesleute wir dort abgegeben hätten, mit keinem anderen Hindernis als uns selbst! Vor dem kahlen Hintergrund eines dieser typischen Großstadtcafés dagegen, wo wir uns vorzugsweise trafen, stellte sich sogleich eine schrankenlose Intimität her, etwas wie ein gelebtes Vertrauen, in einer Gegenwart so ohne Hintergedanken und ohne allen Vorbehalt, daß es fast wie Lieben war. Da wir uns also bereits liebten, stellte sich die Frage von Unmöglichkeit und Möglichkeit nicht mehr, aber alles kam darauf an, im Kopf zu behalten, daß sie sich nicht mehr stellte, und nicht plötzlich aus der Fülle des Augenblicks heraus einer die Hand des andern zu ergreifen und zu sagen: Komm, wir gehen nach Hause. – Das war schwer.

Wo wir besser bekannt waren – zum Beispiel bei den Jungs im Xenzi, die für Gefühlsausbrüche und Auftritte Sinn hatten –, brachte man uns eine Serviette extra mit für die Tränen und wies uns diskret auf die Schokoladentorte hin, damit wir den entstandenen Mangel ausgleichen konnten. Wessen Augen trocken blieben, der wahrte den Blickkontakt zum Kellner. Mit einem Lidschlag bat ich um Nachschub fürs ach so kostbare Naß, das an meiner Brust vergossen wurde, und daran, daß auch ich stets ein wohlgefülltes Wasserglas vorfand, wenn ich das tränennasse Gesicht von der Tischplatte hob, konnte ich merken, daß der gleiche Austausch zwischen dem Kellner und ihm stattfand. Auch er brauchte sich keineswegs alleingelassen zu fühlen, während er mich beschützte!

Natürlich war das alles nicht frei von Theatralik und falscher Zweideutigkeit.

Wer mochte sich nicht alles über uns entrüsten! Es kam vor, wenn er sich auf der Toilette das Gesicht wusch und sich die Nase schnaubte, daß ich einer förmlichen Kanonade feindseliger Blicke ausgesetzt war, und ich gebe zu: In diesen Augenblicken einer vollkommenen Wehrlosigkeit und Verlassenheit sah ich mich umstandslos mit den Augen der andern. Aber wenn er dann an unseren Tisch zurückkehrte und mir sein vom Weinen und Waschen gerötetes Gesicht zuwandte und mich anlächelte, vergaß ich das Massaker, das sie während seiner Abwesenheit in mir angerichtet hatten, oder nicht ganz: Mit verdoppelter Energie baute ich die Szene um, nicht ohne Rachsucht, und zwang sie förmlich, Publikum zu sein, wo sie Kritiker hatten sein wollen, Zeuge, wo sie sich zum Richter berufen fühlten, und nicht ohne Ranküne strich ich ihm über das blankgerubbelte Gesicht, aus dem die Jugend strahlte, und sagte, mütterlich nicht im Ton, nur in der Geste: Alles paletti?

Einmal – es war just, als ich ihn im Arm hielt und er, das Gesicht an meiner Brust vergraben, seinen Tränen freien Lauf ließ und die Außenwelt vergessen hatte – entdeckte ich im Hintergrund des Cafés ein bekanntes Gesicht, nicht unvertraut, auch es, und nicht unlieb und unbegehrt, aber in diesem Augenblick wie von einem anderen Stern; aus jener Welt, wo es möglich war, ohne Tränen zu leben, aber unmöglich, zu lieben; aus jener ganz und gar aus den Fugen geratenen Welt, in der man tränenphob war, nicht tränenlos! – und wo die Kälte anstelle der normalen Empfindung regierte.

Für einen Moment stürzte ich durch alle Himmel – in freiem Fall. Einen Liebsten hielt ich in den Armen, der der Realitätsprüfung nicht standhielt und den ich nicht im Ernst so anreden konnte, allenfalls mit »Liebstes«. Ein kalter Liebhaber maß mich mit strengem Blick, jederzeit zu unbestechlichem Urteil aufgelegt, ein Vertreter des Wirklichkeitssinns, Rechtsverdreher einer Welt, die er gepachtet hatte und in der er selbst gar nicht vorkam – in der man ihn folglich auch nicht aufsuchen, geschweige denn antreffen konnte. Ach, wie gern hätte ich mich in einer geborgten, einer in das Nichts der vollendeten Vergangenheit hineingezauberten Sekunde meiner süßen Last entledigt und mich ihm nackt präsentiert: armselig, aber unschuldig, im Arm kein Gotteskind, nur ein Büschel nasser, grüner Lilien! Nichts als Unschuld, hätte ich mich ihm präsentiert wie die Frauen, die er bevorzugte, die nichts als Körper waren und deren Drei-Wort-Sätzen, wie er sich ausdrückte, einen kleinen Schrei aus ihrer eigenen Kehle anzufügen seinen pädagogischen Eros herausforderte; denn wenn sie sich aus der Inanspruchnahme seines Körpers – oder aus der Inanspruchnahme ihres Körpers durch ihn – schon nicht das leiseste Recht auf seine Person ableiten durften, kein Recht auf irgendwas, so wollte er ihnen doch etwas geben, wenn

die Gabe auch gering blieb. Zwar waren bei ihm die komplexen emotionalen Verknüpfungen zerstört und die losen Enden tanzten in einem wilden Taumel. Er konnte daher kein Vertrauen mehr bilden und, überhaupt, sich als Ganzes aufs Ganze beziehen. Wohl aber konnte er dem Nichts ein Etwas abgewinnen und war bereit, das mit Hingabe zu tun. Ich hatte eine Weile gehofft, daß er meine Unschuld mit der Nichtigkeit der ihm vertrauten Frauen verwechseln und mir ebenfalls etwas schenken würde. Aber mit der traumwandlerischen Sicherheit derer, die aus ihrem Mangel ein Prinzip machen, hatte er im Nu meine fordernde, um Erfüllung und Gestaltung bittende Nichtigkeit von der ihm behaglichen trägen sortiert, die seiner Kreativität schmeichelte, anstatt sie zu ersticken, und schenkte mir nichts, verweigerte mir noch jenes Minimum an Verwechslung, Illusion und Täuschung, mit dem ich mir die Niederlage hätte schönreden können. Er verweigerte sich komplett, und daß ein Seelenklemmer vielleicht gesagt hätte, er rettete sich, tröstete mich so wenig, wie wenn jener behauptet hätte, er wolle mich bloß schonen. Als mein Blick nun an ihm hängen blieb, da hatte ich mich just in dem Augenblick im Gefühl der Vollkommenheit einer gewissermaßen umgekehrten Pietà geault, an deren Brust echte Tränen geweint wurden; ob *um sie*, darauf kam es gar nicht an, *um wen oder was*, das stellte die Generalfrage und befreite von der blöden Liebe, dem hirnrissigen Komplex aus falschem Kummer und unechter Mütterlichkeit. Als nun sein Blick auf mich fiel – denn obwohl er die Szene zweifellos von Anfang an verfolgt hatte, kam es mir vor, als wäre ich erst jetzt in den Bannkreis seiner kalten, jederzeit zu jeglichem Richterspruch bereiten, erwachsenen Augen geraten –, da stürzte ich durch alle Himmel und schlug hart auf dem Beton auf, fühlte ich mich doch ertappt: als jemand, der alles andere als nichtig, aber auch alles andere als unschuldig war.

Entschlossen rüttelte ich an den in hingebungsvollem Schluchzen bebenden Schultern, und das war noch nie vorgekommen, daß wir das Weinen des andern unterbrochen hätten.

Hör doch auf, murmelte ich und faßte ihn nun tatsächlich zum ersten Mal an, ihn, den ich bislang immer nur umhegt und gehalten hatte! Nicht anders, als es mir in meinen Schreckensträumen erschienen war, fühlte ich die zerbrechlichen Knochen unter dem dünnen Pullover und meine eigenen derben Pfoten.

Du mußt aufhören, hörst du! murmelte ich und rüttelte ihn, so als wollte ich ihn wecken. Und als hätte ich zu ihm gesagt »Wach auf!«, löste er sein verweintes Gesicht von meinem Busen, und ein verwunderter Blick traf mich ins Herz. Er machte die Vergangenheit zu Makulatur und jedes künftige Weinen zur Posse.

Stumm erhob er sich, instinktiv darauf bedacht, mich nicht mehr als irgend nötig zu berühren. Er fuhr sich mit einer kindlichen, einsamen Geste, die mir durch und durch ging, über die Augen und zerrieb die Tränen. Dann griff er – immer in derselben gebückten Haltung, so als beugte er sich über sich selbst – nach seiner Jacke und überprüfte den Inhalt der Taschen: Ausweis, Schlüssel und Geld. Er war entschlossen, für sich die Verantwortung zu übernehmen.

Wie zwei Übeltäter, die nichts verbindet als die böse Tat, traten wir einzeln vor den erstaunten Kellner und bezahlten. Nacheinander verließen wir das Café, nur mit Überwindung dem andern die Tür haltend. Im Hintergrund neigte sich ein glattes Gesicht über Tabak und Utensilien, und geschickte Finger drehten eine elegante Tüte.

Draußen blies ein scharfer Wind. Aber ein heller Schein fiel durch die Wohnzimmerfenster des Xenzi und wärmte den Bürgersteig. Junge Männer mit gehäkelten Mützen in den Regenbogenfarben der Karibik trotzten der Kälte, ältere in Jogginghosen standen breitbeinig in den Hauseingängen, hatten sich von innen gewärmt. Auf krumm gelaufenen Beinen schleppten Frauen den Einkauf nach Hause. Kinder flitzten johlend um sie herum. Würdige Männer standen rauchend beisammen und diskutierten.

Wie arme Sünderlein, als einzige aussortiert in einer Welt, in der alles seine Ordnung hatte, seinen Bezug, alles seinen Platz, so standen wir noch eine Sekunde im Licht, das durch die Scheiben des Xenzi wärmend auf den Bürgersteig fiel, und schämten uns in einer letzten gemeinsamen Empfindung. Dann gingen wir in verschiedenen Richtungen davon, er zur U-Bahn und ich Richtung Flughafenfeld.

(5) S. ERZÄHLT

In die U-Bahn mußte ich sie fast schieben, sie stand einfach da auf dem überfüllten Bahnsteig, die Hände in den Manteltaschen, bockbeinig wie ein Esel, und ich mußte ihr einen Schubs geben, sonst hätten sich die Türen wieder geschlossen, und die Bahn wäre ohne uns abgefahren. Wie ich das hasse, mit leerem Magen auf einem überfüllten Bahnhof zu stehen, mitten im finstersten Neukölln. Und wie ich es verabscheue, jemanden anzufassen, wenn ich gerade niemanden anfassen will, mit den ganzen Leuten um mich herum, nicht einmal so einen bockbeinigen kleinen Esel! Ich gab ihr also einen wohlgezielten Schubs, nur so, daß sie in die U-Bahn hineinstolperte, und mußte es zur Strafe für meine

Bosheit dann auch noch dulden, daß sie sich mit einer Hand am breiten Revers meiner Jacke festhielt; denn bis zu einer Stange war es zu weit, und da waren ja auch noch die andern Leute.

Ich bin eher zart gebaut. Aber wie sie da mit gesenktem Kopf vor mir stand und, ohne mich anzusehen, mit ihrer kleinen Hand entschlossen das Revers meiner Jacke umklammerte, da hätte ich ihr auf den Scheitel spucken können. Es juckte mir in den Fingern, ihr über den Kopf zu streichen, die Situation ausnutzend und damit ihr zu Bewußtsein kam, wie nahe ich war, und ihr richtig schwach wurde; aber auch weil ihre Haare mich an das Fell eines Kaninchens erinnerten. Kindisch und seidig waren sie, einfach absurd. Da das Schicksal uns nun einmal zwei U-Bahnstrecken lang aneinandergeschmiedet hatte und sie so klein und ich von allen Seiten eingezwängt und so bedrängt war, daß ich praktisch nur über ihrem Kopf auf ein Quentchen atembare Luft stieß, nutzte ich die Gelegenheit, ihr gewissermaßen von oben herab meine Sicht der sozialen Verhältnisse zu erläutern; da wir gerade hier waren, unter besonderer Berücksichtigung Neuköllns.

Von unseren zahllosen Wortgefechten wußte ich, daß das Thema und speziell meine Einstellung dazu sie nervten. Genauer gesagt gab es kein besseres Mittel, sie zur Weißglut zu bringen, und sie war auch nicht temperamentlos und beileibe nicht feige, wenn gelegentlich auch schon kleinmütig. Sie scheute sich nicht, gegen mich anzugehen und sich gegen mein, wie sie es nannte, unverantwortliches Gerede zur Wehr zu setzen, obwohl ihr die Gegnerschaft gegen den Strich ging. Aber sie hatte ihre Prinzipien und stand dazu, auch wenn ich sie gnadenlos aufzog, weil ihr Altruismus typisch bürgerlich war, und mit meiner Herkunft aus dem Wedding renommierte. Aber so dicht, wie wir beieinander standen, mein Jackenrevers als Faustpfand in ihrer Hand, mit ihrer Standfestigkeit allein von mir abhängig, sozusagen unter meinem Dach, fiel es ihr spürbar schwer, körperliche Nähe und geistige Gegnerschaft, wie man will, auseinander- oder zusammenzuhalten, und ich hatte meine Freude an ihrer Not. Sie litt, das sah ich an ihren Schultern, an den blassen Knöcheln ihrer kleinen Faust, an ihrem bekümmerten Profil, das sich dem Blick von oben ohnehin nicht besonders vorteilhaft präsentierte, und ich amüsierte mich und empfand sogar ein wenig Zärtlichkeit für sie. Unwillkürlich verschärfte ich den Ton und beugte mich im Eifer der Rede zugleich tiefer zu ihr hinunter und nahm jetzt auch die Hände zu Hilfe und machte mir einen liebevoll gemeinten Spaß daraus, ihr mit dem Zeigefinger argumentierend auf die immer noch bei mir Halt findende Hand zu klopfen.

Südstern, sagte ich und verpaßte ihr einen unwiderruflich letzten Klaps auf die Hand, du mußt aussteigen.

Sie sah verwirrt zu mir auf, entgeistert, daß die Fahrt zu Ende war, bestürzt, daß sie aussteigen sollte, außerstande, mein Revers loszulassen.

Na, mach schon, sagte ich nervös und mußte an mich halten, daß ich sie nicht schubste.

Du schaffst es noch ...! brach es – ich muß auf den altmodischen Ausdruck zurückgreifen – aus mir heraus, und da hatten sich die Türen auch schon wieder geschlossen, und die U-Bahn fuhr los. E. blickte mich erschreckt, aber keineswegs um Entschuldigung oder Verständnis nachsuchend, eher trotzig aus ihren blauen Augen an, oder einfach auch nur verstört, und ich, sonst immer auf dem Quivive, vergaß wegzuschauen und versank in eine Träumerei darüber, wo das hinführen mochte, wenn hirnlose Wesen wie sie sich über die wenigen Signale, die das Leben regelten, hinwegsetzten. Sie glaubten, sie würden sich, befreit, auf einer komplexeren Ebene wiederfinden, befanden sich in Wirklichkeit aber mitten im Prozeß der großen Vereinfachung, im freien Fall.

Und was jetzt? fragte ich einigermaßen konsterniert.

Sie wich meinem Blick nicht aus – aber diese Darstellung stellt die Tatsachen bereits auf den Kopf, so als hätte die Wahl der Perspektive bei ihr gelegen. Dabei konnte sie nur den Blick von meinem nicht lösen. Aber zum ersten Mal, seitdem unsere Bekanntschaft sentimentaler geworden war, las ich so etwas wie Erbitterung darin. Wieder so eine, dachte ich, die über mich erbittert ist. Gott, wie langweilig!

Keine Bange, sagte sie rauh, ich fahr schon nicht mit bis zu dir.

Das würde ich auch zu verhindern wissen, wollte ich sagen, fand den Gedanken aber, daß sie es versuchen könnte, so absurd, daß ich statt dessen erneut in eine Träumerei über Wert und Nutzen der Signale versank, die lediglich unser Leben regeln wollten – und uns dann doch in einer wohltuenden Weise beherrschten.

Diese Signale waren gewiß einfach und unzweideutig, aber voller Tragweite. Sie regelten das Kommen und Gehen, das Einsteigen und Aussteigen, das Abbiegen und Stehenbleiben. Wer ihnen Folge leistete, machte sich vielleicht unglücklich – »Ich bin im Gehen, wie schade, daß du so spät kommst!« »Ach, du mußt nach rechts (oder links), ich muß nach links (oder rechts)!« Aber wer sich über sie hinwegsetzte – »Ich bin zwar gerade erst gekommen, aber wenn du gehst, gehe ich natürlich auch!« »Eigentlich müßte ich ja nach rechts (oder links), aber mit dir gehe ich nach links (oder rechts)!« –, der verlor am Ende allen Boden unter den Füßen.

Mit meinem Freund Holger, dem langen Schullehrer mit dem bitteren Gesicht, dem die Schulkinder nach- und die Frauen davonliefen, war ich in einer

langen Nacht, in der wir Wasserpfeife geraucht und philosophiert hatten, zu dem Ergebnis gekommen, daß unsere besten Sätze regelmäßig das Ende einer Auseinandersetzung markierten. Es waren keine Anfangssätze, sondern Abschlußsätze, Abbruchsätze, Abschiedssätze. Sie enthielten so etwas wie die Quintessenz unseres Lebens. Das, woran wir am meisten hingen, war in ihnen kondensiert, oder was wir am liebsten gewesen wären, versinnbildlicht: entschlossene, aufrechte, ihr ehrliches Unglück jedem billigen Glück vorziehende Männer (wogegen wir, unbekifft und ganz bei Trost, wahrhaftig noch das billigste Glück dem heroischen Unglück vorgezogen hätten)!

Nach solchen Sätzen blieb nichts übrig, als die Klinke herunterzudrücken, die geöffnete Tür zuzuschlagen, dem geliebten Menschen den Rücken zuzukehren. Kurz, man mußte einfach gehen, auch wenn man liebend gern geblieben und vielleicht ja auch geduldet worden wäre.

Wir hatten uns angesichts dieses Befunds und der vorgerückten Stunde gefragt, ob das nicht typisch für uns Menschen – oder für uns Männer – war, daß wir den fettesten Teil unserer intellektuellen Kompetenz und unserer Emotionen darauf verwandten, uns unser eigenes Grab zu schaufeln. Warum, um Himmels willen, entschieden wir uns nicht einfach für die Liebe, gerade dann, wenn wir soeben noch dekretiert hatten: »Und deshalb hasse ich dich und verlasse ich dich!« Warum brachen wir nicht, kaum angelangt, sogleich wieder auf, um mit der Liebsten zu gehen, in ihrem Windschatten trotzend, vom Ende der Welt zu träumen? Warum hängten wir den Mantel, kaum daß wir ihn übergezogen hatten, nicht an den Haken und harrten neben ihr aus, bis auch sie ging, ließen uns das Stühlchen gefallen, auf dem der Hintern gefährlich überquoll; was soll's, Hauptsache, wir blieben in ihrer Nähe? Warum bogen wir nicht nach links (oder nach rechts) ab, nur weil sie es tat und weil dies die *causa sufficiens*, der hinreichende Grund war? Warum klebten wir nicht unbekümmert an ihr, und warum um alles in der Welt gingen wir nicht voller Vertrauen in die falsche Richtung?

Weil wir uns nicht trauen zu lieben, hatte Holger, der Schullehrer, schon reichlich bekifft gesagt: weil wir Angst vor dem Glück haben!

Und mit einem bedeutungsvollen Blick auf mich:

Angst, daß es uns erstickt.

Weil ihm einmal eine Frau Klammern vorgeworfen hatte, fühlte er sich diesbezüglich ungefährdet. Weil ich bei dem Versuch noch stets gescheitert war, jemanden von der Grenzenlosigkeit meines Verschmelzungsbedürfnisses zu überzeugen – das zugegebenermaßen mit meiner Hingabefähigkeit nicht kor-

respondierte –, hatte ich, die Wasserpfeife bestückend, (so wie man es von mir erwartete) hinzugesetzt:

Ja, lieber unglücklich und unabhängig als ...

Weiter kam ich schon damals nicht, aber ich weiß noch, Holger hatte befriedigt genickt.

Ich steig gleich aus, sagte E. und riß mich aus meinen Träumen. Sie hatte mein Revers losgelassen. Mindestens einen dreiviertel Meter von mir entfernt, bot sie den Anblick einer netten Frau, nicht besonders hübsch, aber von liebenswerten Umrissen, zugewandt und um Zuwendung ersuchend, und ich empfand Sehnsucht nach ihr, hätte ihr aber um jeden Preis das Erbetene verweigert. Wären wir Berliner Straße gewesen, ich hätte sie vielleicht mit zu mir nach Hause genommen, um meiner Sehnsucht Nahrung zu geben und mich am Anblick ihres Hungers zu weiden.

Aber wir waren am Kleistpark.

Arbeitest du neuerdings nachts? fragte ich entgeistert, denn ich wußte, daß hier irgendwo ihre Schule lag.

I wo! Sie lachte. Weder gehe ich arbeiten, noch ist es Nacht. Aber ich habe auf dem Schreibtisch ein paar Unterlagen vergessen, Anwesenheitslisten, die ich bis morgen überprüfen muß, und ein paar Facharbeiten. Außerdem probt meine Freundin mit ihrem Chor in unserm Haus. Ich kann jederzeit zuhören kommen, sagt sie, sie will, daß ich mitsinge. Sie glaubt nicht, daß ich nicht ...

Während der Zug einfuhr, hatte sie immer schneller gesprochen, und jetzt brach sie ab.

Na, dann tschüs, sagte ich, geplättet von den vielen, ineinandergreifenden Verpflichtungen und unbestimmt beunruhigt wegen meiner eigenen, wenig verwurzelten Existenz, einen Augenblick sogar geneigt, der Frage nachzugrübeln, ob ich hätte singen können oder nicht.

Tschüs, murmelte sie, hob, wie es ihre Art war, die Hand und ließ die Finger grüßen, drehte sich dann abrupt um und hüpfte aus der U-Bahn, ganz vertraut jetzt auf ihrem Bahnhof, auf dem sie jeden Morgen ausstieg, und gleich irgendwie unabhängig, selbständig und erwachsen.

Ich war schon auf der rasanten Fahrt zurück in meine absolut vereinzelte Existenz, in der das Innere und das Äußere, das Vergangene und das Gegenwärtige, das Wirkliche und das bloß Gedachte in der haltbarsten Symbiose existierten und in der Bewegung nur stören konnte; da sah ich aus dem kontrollierenden Augenwinkel für einen Moment E., die den Bahnsteig keineswegs verlassen hatte, sondern bloß auf die andere Seite hinübergewechselt war, den Gegenzug erwartend.

(6) E. ERZÄHLT

Ich lasse den Kopf auf die Kissen sinken und riskiere es – meine Hand auf seinem vom Koksen und Kiffen zu einer Tal- und Hügellandschaft auseinandergetretenen Gesicht – auch seinen Kopf hinunterzudrücken, so daß er, wie man so sagt, neben meinen zu liegen kommt. Zu meiner Überraschung wehrt er sich nicht, er stellt die Stacheln nicht auf, hält nicht, einen andern Willen als den eigenen spürend, blind dagegen, empört sich nicht und sperrt sich nicht, sondern gibt nach. Er läßt es zu, daß meine Finger in den Tälern und Hügeln seines Gesichts herumwandern, als wäre es von ihm verlassenes Terrain, und sich in seine mürb gewordenen Wangen graben, aus denen die falsche Gespanntheit des Erwachsenen gewichen ist und in denen die selbstvergessene Sorglosigkeit des müden Kindes Platz gegriffen hat. Er läßt es zu, daß meine Finger Fleisch von seinem Fleisch werden oder sagen wir Bein von seinem Bein, und bettet den Kopf gefügig in die Kissen, als wollte er sagen: Ich wohne nicht mehr darin, hier, nimm, materialisiere deine Träume. Ich traue meinen Augen nicht, aber so, als wäre er wie alle andern – dabei lebt er doch davon, sich jeder vernünftigen Erwartung zuwider zu verhalten –, gibt er dem normalsten aller Reflexe nach, dem der Anziehung, und nähert meinem Gesicht seins, bis Mund und Mund verschmelzen. So als hätte ihn als echten Romeo nie etwas brennender interessiert, als was sich in meinem Mund verbirgt – und als wäre ihm nie etwas normaler vorgekommen, als sich dafür zu interessieren –, öffnet er meine Lippen mit seinem Finger und tut dann dasselbe, die andere Hand zu Hilfe nehmend, mit einem zweiten und läßt den so präparierten Mund mit seinem verschmelzen in einem Kuß, an dem nichts falsch ist.

Hier, spätestens, hätte ich merken müssen, daß ich mir das Ganze bloß ausgedacht hatte. Aber dann träumte ich, wie er hinterher mit einem seiner Freunde beim Computerspiel sitzt. Er ist hellwach, nicht länger verschlafen und verträumt, sondern hundertprozentig bei der Sache. Jungenhaft wirkt er, rundum lebendig und beseelt, aber nicht von der Liebe, sondern vom Spiel (und von der männlichen Gesellschaft). Und diese Szene ist nun wieder ganz echt.

Den kannst du nicht haben, sagte ich mir beim Erwachen. Nicht mal im Traum.

Wenige Tage später, nachdem er meine Phantasie mit einer eindringlichen Schilderung der Menschen Neu-Guineas angestachelt hatte, die, für unsere Maßstäbe doch eher Tier als Mensch, menschlicher wären als die Leute hier, träumte ich einen zweiten Traum. Ich träumte, wie er mich mit einem Tier beschenkt und von mir fordert, es zu lieben, so wie man Menschen liebt. So

wie er die Menschen von Neu-Guinea liebte, um es genau zu sagen jenen mit andern Menschen bislang wenig in Berührung gekommenen Stamm, den er im Fernsehen gesehen hatte und den er deshalb auch nur theoretisch liebte; was bedeutet, wenn er nach Neu-Guinea gegangen wäre, und keineswegs, wenn jene hierher gekommen wären, so wie die vielen andern vor ihnen, die schon hier waren und die er hätte lieben können, aber die mochte er nicht, das heißt als Menschen schon, aber als Tatsache verabscheute er sie. Daß er es von mir forderte, wiederum, war natürlich schon eine Interpretation, so etwas wie eine gelehrte Deutung. Denn im Traum verlangte er gar nichts, ich lernte vielmehr, das Tier, mit dem er mich beschenkte, wie einen Menschen zu lieben, oder wie einen Mann. Ich entdeckte, um es mit lateinischer Genauigkeit zu sagen, daß es ein zu Liebendes war, und liebte es prompt. Aber ich hätte mich nie dazu verstanden, wenn er es nicht irgendwie von mir verlangt und, überhaupt, wenn er nicht mit ihm zu tun gehabt, in einer geheimnisvollen, unerklärten Verbindung zu ihm gestanden hätte, dem stummen Tier.

Und so ging der Traum: Ich sitze mit S. im Wohnzimmer, und er läßt ein Tier eintreten. Zuerst ist es recht klein und seltsam geformt, eine dickere, glatt-häutige Made. Kaum durch die Tür, entwickelt es sich in der Geräumigkeit des Wohnzimmers zu einer ausgewachsenen Robbe von ansehnlicher Größe, vielleicht auch einem Eisbären im weißen Fell.

Es dämmert mir, wie man so sagt – und das dauert –, daß ich das Tier in die Arme schließen darf. Es ist *für mich*, und auf eine spektakuläre Weise stimmt das mit seiner Sicht auf mich überein, stimmt, was mich betrifft, auch für es. Auch es ist der stummen Meinung, daß ich darf. Das heißt, ich soll. Ich soll es nicht nur liebhaben, sondern lieben!

Ich umarme die Robbe im weißen Fell, und das stellt sich als tiefer und flauschiger als gedacht heraus. Überhaupt, was die Robbe betrifft, so stellt sie sich mehr und mehr als die schlanke, leicht konvex geformte Ausgabe eines Eisbären heraus. Ihr Charakter ist friedfertig wie der eines Seehunds, ihr Fell weich, und Gemüt hat sie keins. Sie liebt nicht, daran läßt sie keinen Zweifel. Sie läßt sich lieben. Immerhin hat sie nichts dawider, umhalst und liebkost zu werden, ja, was mir mehr als unheimlich ist und mich absonderlich erregt: sie zieht mich immer tiefer hinein in eine Liebe, die ihr ganz gleichgültig ist.

Begierig nach Aufklärung, in hohem Maß beunruhigt, begeben wir uns ins Badezimmer, und richtig liegt auf der Waschmaschine gleich beim Eingang das zerbrochene Ei, aus dem die Robbe geschlüpft ist, und die Haut eines Krokodils daneben.

Daß die Robbe bei mir wohnt, hat also seine Richtigkeit. Aber ihre Anwesen-

heit ist gerechtfertigt nur um den Preis der gleichzeitigen Anwesenheit von etwas Bösem.

Das sage ich mir noch im Traum. Erwacht, verstehe ich es schon nicht mehr.

(7) E. ERZÄHLT

Und jetzt träume ich noch einen anderen Traum. Er handelt davon, daß S. einen Spielraum für seine Fürsorglichkeit entdeckt, ein ungefährliches Betätigungsfeld. Denn fürsorglich an sich ist er ohnehin, alle seine Handgriffe sind umsichtig und bedacht, und er ist ein leidenschaftlicher Vater, das sagt er von sich selbst. Aber außerhalb des legitimen väterlichen Bezugs lehnt er jede Verantwortung ab. Er haßt es, sagt er, wenn seine Fürsorge unbeabsichtigte Ergebnisse zeitigt: daß man sich an ihn hängt, sich, wie er mißbilligend sagt, in ihn verknallt. Er verpflichtet sich zu nichts; lieber verhält er sich gar nicht.

Aber in meinem Traum hat er einen Spielraum für seine Fürsorglichkeit gefunden, oder ich träume, wie er ihn findet. Ich träume, wie er ihn entdeckt! Es ist ein poetischer Traum von der Liebe, ein poetischer Traum von der Fürsorglichkeit und ein finsterer Traum vom Schutz, ein Traum von finsterer Schützenhilfe.

Ich schäme mich, daß ich ihn träume.

Und so geht der Traum.

S. schließt mich endlich in die Arme. Er weiß jetzt, was er will, oder er weiß, daß ich die Richtige für ihn bin und nicht, wie er immer gedacht hat, die Falsche. Jeder – außer mir natürlich – wird ihm zubilligen, daß der Entscheidungsprozeß nicht so einfach war, objektiv gesehen. Aber nachdem er über seinen Schatten gesprungen und zu einer Entscheidung gelangt ist, kann er sich mit traumwandlerischer Sicherheit orientieren. Das Suchen liegt hinter ihm und das Irren. Indem er sich entschieden hat, hat er gefunden. Er hat sich entschieden, seinem Gefühl zu vertrauen. Er hat sich entschieden, seinem Herzen zu folgen. Er steht jetzt auf der Seite seines Herzens. Er hat sich auf die Seite seines Herzens gestellt! Wie soll er da noch schwanken?

Er weiß jetzt, um mich zu lieben, müßte er nicht sein ganzes Leben ändern, wie er steif und fest behauptet hat, als er noch schwankte. Er müßte nicht sein ganzes Liebeskonzept ändern. Seit er aufgehört hat, mich an meinem Verstand zu messen, der, wie er sagt, ein echter Hinderungsgrund, ein breit sich ins

Gesichtsfeld des Liebenden schiebendes Hindernis ist, seitdem er mir sein Herz zugewandt hat, meinem Herzen seins, seitdem weiß er, daß er gar nichts ändern muß, nur mich so lieben, wie ich ihn liebe, und ich liebe ihn so, wie er ist.

Es stimmt auch nicht, was er früher sagte, daß ich eigentlich zuviel Verstand habe, um nach Strich und Faden geliebt zu werden. Wenigstens sind bei mir Herz und Kopf nicht zu einem Knäuel verwirrt, so wie bei andern, sie bilden kein unsauberes, halbherziges Gemenge, sondern existieren fein säuberlich getrennt, scharf voneinander geschieden. Wer sich bei mir einmal für Herz entschieden hat, der kriegt Herz pur und viel mehr Herz jedenfalls als von denen, die vielleicht dümmer sind als ich – oder weniger intellektuell –, dafür aber gar nicht wissen, was Herz ist und ob sie welches haben; obwohl ein Gemenge vielleicht auch seine Reize hat und das Unsaubere im Hinblick auf Machtfragen unentbehrlich sein mag, im Hinblick darauf nämlich, ob Macht überhaupt zustande kommt; denn das ist nicht so einfach. Macht ist gar nicht so leicht herzustellen und nicht so leicht zu ergattern. Es gibt nicht viel davon. Aber wenn zum Beispiel ein Verstand ein Herz erobert, indem er den zu diesem Herzen gehörenden Verstand niederringt; oder wenn dieser Verstand einen anderen Verstand erobert, indem er das zu diesem Verstand gehörende Herz niederringt; oder wenn einer sein eigenes dürftiges Herz sich an dem Verstand eines andern entzünden läßt oder seinen müden Verstand am Herzen eines andern, zu dem wiederum ein anderer Verstand gehört: dann entsteht für Macht das nötige Gefälle.

Aber davon träume ich jetzt nicht. Ich träume, daß alles Schwanken ein Ende hat. S. hat sich auf meine Seite gestellt. Er schließt mich in die Arme. Er hat sich entschieden, hat sich mir zugewandt. »Er«, das bezeichnet einen besseren Anwalt meiner als ich selbst, »zugewandt« bezeichnet ungeteilte Aufmerksamkeit gerade für das an mir, was ich immer vernachlässigt habe, was einem Aufmerksamkeitsdefizit zum Opfer gefallen ist, einer Unfähigkeit – die im übrigen gar nicht zu mir paßt –, mich auf einen Punkt zu konzentrieren, wenn dieser Punkt eben mein Körper ist. Das ist allerdings fatal, hat er doch ohnehin eine Neigung, sich in jedem unbeobachteten Moment von mir abzukoppeln, und scheint nur lose mit mir verknüpft; und das wiederum ist schmerzhaft, wie das Fehlen von schmerzenden oder das Schmerzen fehlender Gliedmaßen.

Aber S. liefert ihn mir auf dem Silbertablett. Abschnitt für Abschnitt mustert er meinen Körper.

Ich gehe ihn mal eben durch, sagt er lächelnd. Du hast doch nichts dagegen.

Gedulde dich einen Moment, sagt er lächelnd, ich stelle ihn dir gleich

vor – oder dich ihm ? Was ist dir lieber ? Für wen von euch beiden darf ich die Honneurs machen ?

Sieh ruhig hin, sagt er, ist alles in Ordnung, es gibt keinen Grund, sich zu grausen.

Ich habe schon hingesehen, sagt er, und grause mich auch nicht.

Hier und da ein bißchen Orangenhaut, sagt er, die üblichen Krähenfüße, ein paar Falten, genaugenommen ein ganzes Netz davon, aber das sieht man nur, wenn du nicht ausgeschlafen bist, eine überraschende und auch übertriebene Bitternis um das Kinn – trenn dich davon! –, auch Knochenabbau an sensiblen Stellen, ein bißchen schlaff alles, natürlich, aber alles beseelt. Kein Grund jedenfalls, dich von dir abzuwenden, einer gespenstischen Vorstellung zuliebe, die jeder Grundlage in den Tatsachen entbehrt.

Sieh hin, sagt er, betrachte deinen Körper.

Sagt, ich adoptiere ihn für dich, soll ich ? Mehr kann ich nicht für dich tun.

Das alles sagt er natürlich nicht, schon gar nicht in meinem Traum. Er sagt gar nichts. Aber er schließt mich in die Arme, so als schlosse er damit eine Reihe von Überlegungen ab, und ich lasse mich in die Arme schließen, als hätte er dies alles gesagt.

Aber im Traum lächelt er natürlich nur, und ich kann mir alles denken.

Er schließt mich in die Arme und mustert meinen Körper, Stück für Stück, voller Liebe. Er wärmt ihn zwischen seinen guten Händen, erregt ihn mit seinen kühlen Fingern, weckt ihn durch die Berührung mit seiner Haut; weckt ihn auf. Ich stelle fest – wie dieser Traum überhaupt eingebettet in Gedanken ist –, daß ich meine andere Hälfte gefunden habe, den umsichtigen Anwalt meiner körperlichen Belange. Durch ihn vervollständige ich mich und kann ihn daher nicht missen. Dabei kann von Liebe nicht die Rede sein – wie soll man sich selbst lieben oder seine andere Hälfte ? Wie soll man lieben, was man nicht missen kann ? Wo wäre der Spielraum für Liebe ?

Ja, wenn beide Hälften bloß Körper wären, dann hätte es mit dem Verzichten keine Not. Es hätte mit dem Behalten keine Notwendigkeit. Aber wenn die eine Hälfte Stoff ist, die andere Form, die eine Materie, die andere Leben, dann, sage ich, gibt es schlechterdings keinen Spielraum.

Aber das sage ich mir im Traum natürlich nicht – ich *weiß* es !

Während er mich umarmt und wir die zwei Hälften eines Ganzen sind, merke ich, wie ich durch seine Arme gleite, mit meinen erst bleibe ich in seinen hängen. Meine in seine verschlungenen Arme bilden für die zusammengedrückten kleinen Brüste ein Nest. So bin ich vollkommen geborgen, wäre jener durchgeschlüpfte untere Teil von mir nicht der Zugluft ausgesetzt, ich spüre es deutlich,

und hätte er selbst nicht ein unangenehmes Gewicht. Das zieht förmlich an mir und quetscht meine kleinen Brüste in ihrem Nest unentwirrbarer Arme zusammen. So ist das mit der Fernwirkung meines unteren Teils auf den oberen!

Irritiert spüre ich, wie auch S. etwas irritiert; er denkt. Warum denkt er? Was hat ihn aus dem Konzept gebracht? Den Kopf über meinem, das Gesicht mit der müden, glatten Haut, die ich so liebe, nah bei mir, von seiner Wärme mir abgebend für meine, Nest für mich, Heimat, Zuhause, spüre ich, wie er denkt, und fühle, daß ich im Zug stehe und die Schwerkraft – sicherster Beweis für Alleinsein und Ausgesetztsein – an mir zerrt.

Vertrau mir, murmelt er mir ins Ohr, und ich weiß ja, daß Vertrauen das Wesen meiner Beziehung zu ihm ist; schließlich ist er mein Nest, und er verwaltet meinen Körper, wenn auch mit einer gewissen Präferenz für den oberen Teil (zu dem der Kopf gehört, das Kaninchenfell und die blauen Augen). Den Rest dagegen hat er schon wieder dem anästhetischen Zustand überantwortet, in dem er meistens vegetiert, und wenn mich das auch nicht weiter bedrückt, so hängt er, soeben aus dem Nest gefallen und von der Erinnerung noch nicht entsorgt, wie mit einem Faden an dem bevorzugten Teil und an diesem Faden mit seinem ganzen Gewicht.

Ich bin bei dir, murmelt S. beschwörend in mein Ohr und ist, was Lebensatem, Duft und Wärme von ihm angeht, ganz so bei mir, wie ich in seinen Armen bin.

Gleichwohl spüre ich, wie er denkt. Er ersinnt etwas, heckt Machinationen. Er wirkt belebt. Sein Verstand betätigt sich verstandesförmig. Ja, sein Verstand arbeitet! Sein Kopf arbeitet als Kopf.

Vertrau mir, murmelt er und schließt mich fester in die Arme.

He, Eddi, ruft er halblaut, komm mal rüber.

Komm mal rüber, Eddi, ruft er halblaut, ich hab was für dich.

Ganz ruhig, murmelt er, die Lippen zart an meinem Ohr, ich bin ja bei dir, hab keine Angst.

Komm mal 'n Moment rüber, Eddi, ruft er halblaut, und Eddi kommt.

Ich sehe ihn nicht, aber ich kenne ihn von außerhalb des Traums. Er ist viereckig und unbeseelt. In welchem Abschnitt seines kaum unterteilten Körpers hat er seine Lüsterheit versteckt, und wie hat S. sie entdeckt?

Während S. mich festhält und Eddi sich an mir zu schaffen macht, in jener unentwirrbaren Mischung aus Sachlichkeit und Schüchternheit, die jeder, der ihn kennt, mit ihm verbindet, während S. meinen oberen Teil festhält und Eddi sich jenem unteren Teil von mir zuwendet, der aus dem Nest gefallen ist, während er auf seine Art beweist, daß auch er über die Fähigkeit des Musterns, der Inaugenscheinnahme, des Gutheißen und Gutseinlassens verfügt, während er

mich so in einer bedächtigen, aber gründlichen, einer nicht aufgeregten, aber nichts ausschließenden und nichts auslassenden Weise herannimmt, schließt S. die schützenden Arme noch fester um meinen Oberkörper, beugt den lockigen Kopf tiefer über meinen, hält mich, aber erstickt mich nicht. Ich kann mit dem Kopf noch hin und herrühren, bald mit der einen, bald mit der andern Wange bei ihm Schutz suchen, die Nase in den hübschen Gruben über seinen Schlüsselbeinen bergen, seinen guten Duft riechen, mit den Lippen um Schonung bitten auf seinen Lippen. Nur allzu bereitwillig kommt mir sein Mund entgegen.

Ich bin ja da, murmelt er, während Eddi jetzt rüde zur Sache geht, und hält mich.

So gut hält er mich, so ganz hingeeben ist er an diese Aufgabe des Haltens und Bergens, daß es für mich, nähme mir sein Mund nicht jede Luft, wahrhaftig keinen Grund aufzuwachen gäbe.

(8) E. ERZÄHLT

Die du hier eintrittst, laß alle Hoffnung fahren, stand für mein in seinem Urvertrauen erschüttertes Gemüt wie mit leuchtenden Lettern über der Tür des nach der Dunkelheit von Durchgang und Hof im Schein seines frischen Anstrichs matt schimmernden Seitenflügels. Halb Kellertür, halb *porte cochère* eines großen Etablissements, einer Theater- oder Opernbühne, bewachte sie den Eingang zum Paradies jener seltsamsten Art, die sich von der Hölle partout nicht unterscheiden läßt – sofern man einräumen will, daß es auch in der Hölle anheimelnd und vertraut und häuslich riechen kann. Durch die dicht geschlossenen Lamellen der Jalousien fiel gerade nur soviel Licht, daß man erkennen konnte, wie die Räume verliefen; sie erstreckten sich über die ganze Länge des Seitenflügels, wurden aber seltsam geteilt durch das Treppenhaus, zu dem eine eigene, unauffällige Tür führte, durch die gerade zu den Übungszeiten beständig Leute ein- und ausgingen, so als wollten sie auch zum Training. Wenn man dagegen den Übungsraum betrat, war er manchmal ganz leer.

Ich öffnete die Tür und stand im hellerleuchteten Vorraum, wo ein Elektrokoher lustig brodelte, bis er sich von selbst ausschaltete, und angenehme Düfte aus einer kleinen Teekanne aufstiegen, in der bereits der Tee-Extrakt zog und darauf wartete, in der großen chinesischen Kanne aufgeschüttet zu werden, aus der die Schwaden des wärmenden Wassers aufstiegen.

Laß alle Hoffnung fahren, sagte ich mir und stellte gehorsam die Schuhe unter der Spüle ab, mich gleichsam entmannend. Aus dem entfernten Übungsraum drangen Geräusche, durch den im 90°-Winkel um das Treppenhaus herumführenden engen Flur näherte sich ein rascher, schneller Schritt wie von einem Roboter, einem mechanisch in Bewegung versetzten Ding, das sich nicht aufhalten läßt. Es war mir ein beständiges Rätsel, wie S. bei dem Tempo es um die Ecke schaffte, und unterließ es in dem Moment nie, an Panzer zu denken, nicht an die von früher, die in ihrer massigen Unbeweglichkeit eine Schneise der Verwüstung hinterließen, sondern an die modernen Tanks, die mit ihrer Beweglichkeit imponieren. Automatisch trat ich einen halben Schritt zur Seite, damit der Tank, der da um die Ecke bog – und in dem Moment, wo er das tat, auch schon bei mir anlangte –, gegebenenfalls durch die Tür brechen konnte, falls er nämlich nicht rechtzeitig zum Stehen kam. Das war natürlich reine Halluzination, durch und durch Schönfärberei; denn zum Ausweichen war gar kein Platz, es sei denn, ich hätte mich unter der Arbeitsplatte, gleich neben dem Mülleimer verkrochen. Aber noch bevor ich mir die Ausweglosigkeit der Lage eingestanden hatte – eine Anstrengung, der ich mich mit schöner Regelmäßigkeit zweimal pro Woche unterzog –, hatte S. sich zum Stehen gebracht. Er musterte mich, die Insignien seiner jüngsten Tätigkeit, Kehrschaufel und Handfeger, in den erhobenen Händen, kühl mit irrlichterndem Blick und beförderte den Dreck mit Schwung haarscharf an mir vorbei in den Mülleimer.

Na? sagte er herausfordernd, so als wäre ich ein Stein des Anstoßes für ihn oder er jedenfalls jederzeit und mit Freude einer für mich.

Alles Scheiße, setzte er nachdrücklich und bereits als Friedensangebot hinzu, schaffte es dabei aber, mir klarzumachen, daß ich, wenn ich an diesem Befund auch nicht schuld war, an ihm doch nichts ändern konnte, mit meiner Anwesenheit nicht und mit meiner Person schon gar nicht.

Ich zuckte pflichtschuldigst zurück und verzog mich in den Umkleideraum, der sozusagen den rechten Flügel des Anwesens bildete. Er war langgestreckt, fast leer, mit glatten Wänden, so als hätte man beim Einräumen sogar die Fenster vergessen oder der Idee der Konstruktion vor der des Zwecks den Vorzug gegeben oder mehr an die Räumlichkeit als an die Bewohnbarkeit gedacht. Möbliert war er nur mit einer Garderobe aus filigranen Metallstäben und einigen Hockern auf unwahrscheinlich dünnen Beinchen, die weder Sitzfläche noch Haltbarkeit versprachen, dabei zweckmäßig und stabil waren, man mußte nur auf den Komfort verzichten zu sehen, worauf man saß. Licht bekam der Raum von einem einzigen Fenster, an seiner Stirnseite, das zum Hof ging, und wenn er gut drauf war – was nach dem Training häufiger vorkam als davor –, pflegte S. auf

der Fensterbank zu sitzen und uns zu unterhalten, breitbeinig, dabei feingliedrig, kasperlehaft gelenkig, mit dem Hintern gleichwohl gut angepflockt, die Beine baumelnd und über dem dampfenden Heizkörper leicht angezogen, mit wippenden Füßen, die Hände voller Spannkraft beidseitig fest aufgestützt, während wir uns zwischen verschwitzten Turnklamotten, bürgerlichem Outfit und dem naturalistischen Anblick unserer Körper derangierten. Meist unternahm er einen *tour d'horizon* durch die Grenzgebiete von Kultur- und Naturwissenschaften, gewissermaßen eine Gratwanderung entlang ihren Nahtstellen, und informierte uns über die jüngsten Bewegungen im Bereich des aktuellen Wissens, wobei er geschickt aufnahm, was wir, unterschiedlichster Profession, aber sämtlich Querköpfe, Individualisten, unsererseits beizutragen hatten, und so einen utopischen Augenblick lang die Illusion erzeugte, als wäre sein Umkleideraum ein geistiges Zentrum, das Zentrum des allgemeinen Verstandes, wohlgemerkt, nicht der Klassenraum irgendeines Fachidioten.

Wenn er gut drauf war, versteht sich.

War ich durch den Empfang schon hinreichend deprimiert, dann schlüpfte ich bloß aus dem Mantel, der über den unbeschuhten Füßen grotesk abstand, behielt aber die Wollmütze auf. Ich zog das Buch aus der Manteltasche, das S. an guten Tagen gewissermaßen als Einlaßkontrolle mit einem blitzschnellen Griff kontrollierte, ließ mich vorsichtig auf einem der Hocker nieder und las ein paar Takte. Von der Stille angelockt, erschien S. über kurz oder lang in der Tür – hätte ich ein munteres Wort an ihn gerichtet, wäre er dagegen unfehlbar um die 90°-Ecke des Flurs verschwunden. »Hier wird nicht gelesen«, sagte er schon ganz besänftigt, und dann schwatzten wir. Ich sortierte meine sorgfältig nach dem Grad einer eleganten Verlotterung ausgesuchten Sportsachen und wartete den günstigsten Moment für das Umkleiden ab, zum Beispiel wenn er endlich den Tee umschüttete. Das dauerte nur Sekunden, aber mehr brauchte ich auch nicht, wenigstens für die heiklen Operationen.

Manchmal brodelte bei meinem Eintritt schon das Gespräch.

Im engen, scharfgewinkelten Flur machten sich Frauenbeine breit. Ansehnliche Hinterteile überwölbten die zarten Stühlchen, ließen mich an meinem eigenen Geschlecht zweifeln. Das eine Bein salopp über das andere gelegt, wurden Socken übergestreift und Perspektiven eröffnet. In Toulouse-Lautrecscher Manier wurde ungeniert Fleisch ausgestellt, und wenn nicht »ungeniert« und auch nicht »ausgestellt« – denn von mir abgesehen, waren wir alles anständige Leute –, doch als die Tatsache behandelt, die es offenbar war. Im Traum hatte ich manch unerbetenen Einblick zu verarbeiten und häufte, was die Wahrheiten meines Geschlechts und meine eigene Wahrheit anging, Zweifel auf Zweifel.

Einmal träumte mir – und das war noch in den seligen prähistorischen Zeiten, als ich zum Training ging, und damit hatte es sich, oder die Zeichen des drohenden Umschlags nicht erkannte, zu denen dieser Traum gehörte, kein Zweifel –, da träumte ich also, daß ich zwischen den Beinen von S. ruhte, der den Körper der weiblichsten seiner Schülerinnen angezogen hatte, mütterlich geborgen, wenn auch von Fleischmassen bedrängt. S. lieferte zu dieser Person nichts als den Kopf, und der war weit weg, schien er doch selbst nicht zu wissen, was für einen Körper er hatte und daß ich, verirrt zwischen riesigen Schenkeln wie Odysseus und seine Kameraden zwischen den Schafen, bei ihm lag, die Höhle drohend vor Augen.

S. fühlte sich in der weiblichen Gesellschaft übrigens pudelwohl, wie in den Himmel der Tatsachen emporgehoben, dahin, wo es keine größere Legitimation gibt als die Existenz und Bosheit und Häßlichkeit, die aus dem Ideal kommen und mit »du müßtest« und »warum bist du so«, mit »ach, wäre doch« und »hätte ich nur« argumentieren, keine Existenzgrundlage haben und es nichts Größeres über eine Sache zu sagen gibt, als daß sie ist, und auch nichts Schöneres festzustellen, kein höherer Grad an Schönheit, kein ästhetischeres Argument geltend zu machen ist, als daß etwas existiert. Unermüdlich redend, Unterhaltungsenden verknüpfend, Bezüge herstellend unter seinen Gesprächspartnerinnen, zwischen ihm und den andern, zwischen heute und früher, wie eine muntere Spinne an einem Netz wirkend, das in dem Moment, wo es fertig war, immer schon existierte und in dem wir alle uns situieren konnten – außer mir, natürlich –, schlüpfte er bedenkenlos aus seinen Hosen, stellte seine runden Schenkel gewissermaßen der Allgemeinheit zur Verfügung, hielt nicht mit sich hinterm Berg, wo alle andern ebenfalls nicht mit sich hinterm Berg hielten, zierte sich nicht, ja, sah überhaupt keinen Grund, sich zu zieren.

Der Zufall hatte es arrangiert, daß im eigentlichen Umkleideraum eher die Männer sich umzogen. Anders als die Frauen, die den Flur in Nullkommanichts in einen Harem verwandelten und deren Klamotten und Taschen über sämtliche zur Verfügung stehenden Sitzgelegenheiten sich ergossen, hielten die Männer sich und ihre Sachen sorgfältig zusammen, so als wären sie durch den äußeren Sitz ihrer Geschlechtsorgane und die Tatsache, daß sie, um sich zu verwirklichen, ihren Samen hergeben mußten, von Kind auf geprägt, sich zu sammeln, nicht zu verstreuen. Sie verstauten ihre Kleidung in der Sporttasche, ihren Körper in der Hose und schufen mit jeder Handlung, durch die Unordnung entstand, gleichzeitig Ordnung. Auch hier spielte S. des öfteren den *spiritus rector* der Unterhaltung und schlüpfte erst im allerletzten Moment aus seinen Sportsachen.

War er schlecht beieinander, hielt er sich zu den Männern – *tant pis*, wenn keiner da war! Ging es ihm gut, war es im Grunde dasselbe; nur war es dann nicht so schlimm, wenn lediglich Frauen anwesend waren, was unter schlechten Bedingungen zu einer Katastrophe führen konnte, zu Zerwürfnissen und Rausschmissen, brach seine misogyne Seite sich doch ungehindert Bahn.

Redete er an guten Tagen mit den Frauen, so als gäbe es kein Geschlecht, so an schlechten mit den Männern, als gäbe es keine Frauen. Mit Umkleiden beschäftigt oder untätig halb in der Tür lehrend, wohnte ich gewissermaßen meiner Annullierung bei, wurde Zeugin meiner Abwesenheit, ach was, meiner Nichtexistenz. Ich fing an zu frieren, wie wenn ich an kühlen Tagen zuviel Buttermilch getrunken hatte, während nebenan im Flur meine Geschlechtsgenossinnen schwatzten und lachten.

Ungehindert strömte alle Hoffnung aus mir heraus; ich konnte sie nicht halten.

Bis dahin hatte ich keine Ahnung gehabt, daß Frauen durch bestimmte Themen ausgeschlossen werden konnten; jetzt bekam ich es vorgeführt. Dabei ging es nicht um Zweideutigkeiten, o nein – Anzügliches ergab sich regelmäßig in der Unterhaltung zwischen S. und uns Frauen und war ein ewiger Anlaß für Gelächter. Es ging um Themen, bei denen Frauen nicht vorkamen, in denen sie nicht anwesend waren, nicht als Ziel oder Zweck und nicht als Motiv oder Grund, auch nicht als Mittel, nicht einmal als begleitender Umstand, eine ästhetische Färbung, eine Aura oder ein Ton, sondern gar nicht. Genaugenommen hatte das nichts mit den Themen zu tun. Was das anging, hätten wir uns nicht so leicht ausschließen lassen; Fußball interessierte uns mehr als die Männer, und nach Gran Canaria oder Mallorca waren wir auch schon gereist (ich nicht). Es hing weniger mit den Themen selbst zusammen, ihrem fehlenden Bezug zur Weiblichkeit, als mit der aktiven Kraft, Frauen in ihnen nicht vorkommen zu lassen. So sehr ich mich ausgelöscht fühlte – und ich wechselte vor Verzweiflung ins Französische hinüber und sagte zu mir: *anéantie* –, so sehr bewunderte ich das Auftauchen rein sachlicher Interessen aus einem Meer von Gefühl: Mallorca als Insel, Segeln als Sport und Vergnügen, Fahrradfahren als Lust und Erlebnis. Für mich dagegen hätte Mallorca immer Glück oder Unglück bedeutet, wenn ich je dagewesen wäre. Die Sache hatte für mich kein Gewicht.

Wahrscheinlich sind diese Unterhaltungen deshalb so konkret, sagte ich mir, süchtig nach Aufklärung, wahrscheinlich sind sie deshalb so direkt, so gar nicht *verweisend*, und darin von einer paradiesischen Unmittelbarkeit, einer paradiesischen Gegenwärtigkeit, weil sie an die frühen Jahre der Jugend anknüpfen können, an die Realität der Vorpubertät, wo die Dinge noch kein kümmerlicher Ersatz fürs Geschlecht sind und der Vertreter des eigenen Geschlechts nicht bloß

Platzhalter fürs andere ist, wo der Freund im erfreulichen Sinn symmetrisch ist, keine Herausforderung und keine Heimsuchung, sondern ein Gegenüber, überhaupt ein Gleiches, eine köstliche Variation der eigenen Person; wo A noch A und B B ist. Wenn ich mich zurückerinnerte, ich mich persönlich, dann fühlte ich nur den Kummer von damals, daß ich kein Junge war und keine Knabenfreundschaft pflegen konnte. Schon damals, schien mir, kam ich in der Welt nicht vor.

Was S. in der Unterhaltung an Unbefangenheit und Brillanz entfaltete, an Intensität und Intimität, davon hätte sich jeder von kundiger Weiblichkeit geführte Salon eine Scheibe abschneiden können. Meist war es ein Zustand des wiedererlangten Wohlbefindens nach Exzessen, bei denen er auf dem Grund seines Lebensbeckers den Boden hatte durchschimmern sehen, und darüber war er auf eigentümliche Weise zur Ruhe gekommen. Im Stande der wiedererlangten Unschuld entfaltete er ein Feuerwerk an zugleich engagierter und anspruchsloser, durch und durch uneitler Unterhaltung, einer rechten Unterhaltung unter Jungen. Das war die Belohnung für die Buße, die er zweifellos geleistet hatte; denn natürlich war er erschöpft, wenn das Wochenende vorbei war, und litt, aber sein Hunger war gestillt. Bei seinen Schülern handelte es sich im Gegensatz zu den Frauen in der Regel um Freunde *de longue date*, noch aus Studienzeiten, oder, wenn er sie erst später kennengelernt hatte, so hatten sie doch schon etwas zusammen gemacht, gesehelt, zum Beispiel, oder geraucht. Beinahe war es egal, ob er gut oder schlecht drauf war: wenn sie eine Weile geredet hatten, sogar über Böses, die Schikanen der Rentenversicherungsanstalt oder der geschiedenen Frau, dann wurde es gut. Vielleicht fingen wir mit dem Üben etwas später an, aber es geschah in Heiterkeit und Frieden.

Ich schluckte die bittere Galle hinunter, die Hoffnungen, die mir seit Wochen das Innerste nach außen stülpten, die Erwartungen, die ich mit diesem wie mit jedem Abend verknüpft hatte, und sammelte mich an der Oberfläche. Ich trampelte mit den Füßen wie die anderen, um meinen Stand zu ermitteln, und ließ die Schultern fallen. Beim Versuch, mir die Verlängerung des Rückens in einer abfallenden Linie zu denken, fiel mir stets derselbe blöde Kalauer ein, und ich spürte, wie mir das Herz in die Hose rutschte.

Gib auf, sagte ich mir, laß jeden Widerstand fahren; nimm die Spannung raus; hör auf zu wollen (dann hörst du ganz von allein auf zu hoffen).

Und während der Wille aus mir herausströmte, den eingefallenen, für die anstehenden Übungen jetzt korrekt präparierten Körper zurücklassend, merkte ich, wie auch die andern sich mit mehr oder weniger Erfolg ihres Willens entledigten, und fühlte, wie die Reste im totenstillen Raum hin- und herschossen, wie ausgetriebene Teufel. Auch wenn S. uns die Bedeutung der Senkrechta

eingebleut hatte, um die wir uns wie der Faden um eine Spindel drehen sollten, so dämmerte mir in diesem Augenblick am Beginn einer langen autistischen Übung doch das Glück der horizontalen Existenz: ich und die andern; und fühlte mich geschützt und wie in einem Netz gehalten.

(9) ...

Sokrates: Was ist nun also das, dem du diesen Namen Gestalt beilegst? Versuche es zu beschreiben. (Platon, Menon)

Es hatten schon andere an ihm gearbeitet; was man nicht haben kann, das bearbeitet man eben. Einer hatte ihn mit einem amerikanischen Schauspieler verglichen, und das war nicht verkehrt. Wenn es eine westliche Verkörperung unserer östlichen Kunst gab, dann wie sie sich in seiner Gestalt materialisierte, in der seltsamen Nicht-Gestalt, bei der Bauch und Brust dem Blick entzogen waren, nicht fokussiert, aber keineswegs nichtexistent; die Gliedmaßen leicht im O gerundet, die ganze Gestalt überhaupt ein ewiger Schrei, ein einziges O; die Schultern hängend, die »Kiste«, wie wir den Po sportlich zu benennen pflegten, eine pure Verlängerung des Rückens, abfallend, die Beine frei gebend, damit sie aufwärts steigen konnten, so daß es ständig aussah, als wäre hier jemand im Begriff loszugehen oder als wenn er am ersten Beginn einer höchst komplizierten Bewegung wäre, der, unter sich selbst hindurchzusteigen, invers, gewissermaßen rückwärts hinunter. Gesicht und Blick sahen unangefochten geradeaus, wie bei einem Sträfling, der fotografiert wird, waren aber nicht tabula-rasa-mäßig leer, vielmehr ganz mit der inneren Vorwegnahme des ins Zeitlupenhafte gewendeten Salto mortale rückwärts beschäftigt, introvertiert. Die Füße, unverbrüchlich beieinander, zu zweit, auch wenn gelegentlich die Symmetrie fehlte, das Exakte, und jede Menge Luft dazwischen war und die verschiedensten Richtungen angegeben wurden und die Winkel in alle nur denkbaren Himmelsrichtungen wiesen, standen in anrührender Korrespondenz mit den Händen, ein Pärchen auch jene, mit keiner größeren Attraktion für die eine als die jeweils andere, nichts Anheimelnderem, Erotischerem als dieser Existenz füreinander; kein Wunder, bei den Händen, so schön, wie sie nun einmal waren, so vollkommen, die Finger dicht an dicht, wie die Hl. Drei Könige oder die mittelalterlichen Fürsten unter ein unter derselben Decke!

Überhaupt die Füße – und erst die Hände !

Es waren die beweglichen Teile, die gefährdeten, die, die eigentlich geschützt werden mußten: sie schützten ! Alles, was flatterig war, an den Enden ausgefranst, von zentrifugalen Kräften bedroht, der Fliehkraft ausgesetzt, der Haltezüge und Bande bedürftig: das bändigte ! Was gegliedert war, fragil, vielfach zerbrochen und neu zusammengesetzt, kindlich unfertig, noch im Werden, zugleich abgeschliffen wie Kiesel in Äonen, ins Entwicklungsstadium zurückgeschleudert, um seine Kraft gebracht, nur noch schön jetzt, nicht mehr tüchtig: das hielt das Ganze zusammen, konturierte und fixierte die Gestalt.

Kein Wunder, sagte ich mir eifersüchtig und mit dem bestimmten Willen zur Herabsetzung, wenn das Zentrum ›außer Betrieb‹ ist, *en panne*, wenn es am Tropf hochartifizierlicher Lösungen hängt, substituiert und künstlich am Leben gehalten wird – ist doch kein Wunder, wenn die zentralen Leistungen sich vom Zentrum auf die Ränder verlagern, von innen nach außen wandern und die Extremitäten die Wache übernehmen !

Tant pis für die andern, die strenger mit sich umgingen, kontinuierlicher, die sich weniger Entgleisungen erlaubten: sie konnten nicht mithalten. Was sollten sie mit ihren Füßen anfangen, was erst mit ihren Händen ! Wie sollten sie das Gefuchtel ihrer Arme und Beine in die natürlichen Grenzen der Kugel bannen, wenn die unsichtbar war und sie selbst auf die Existenz der unsichtbaren Grenze, die unermüdliche Grenzziehung gar nicht angewiesen, verfügten sie doch über eine Mittelachse, so stark und unbeweglich wie der Betonpfeiler einer Brücke, und hatten noch nie in ihrem Leben das Gefühl gehabt, von zentrifugalen Kräften nach außen geschleudert zu werden, also auch noch nie das Bedürfnis empfunden, sich dagegenzustemmen. (Wie sollten sie es lernen, wenn der vielgepriesene Weg nicht das Ziel, sondern das Ziel in Wirklichkeit ein Sprung war, wenn man den Weg folglich gar nicht finden konnte, weil man ihn eben nur im Sprung fand, also nicht ging, sondern sprang; und das tat man nur, wenn man den Boden unter den Füßen verloren hatte, dann *mußte* man einfach springen !)

Tant pis für sie, die nicht mithalten konnten und sich statt dessen verknallten.

Die sich keine Gedanken darüber machten, wie sie von hier nach da, aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit gelangen sollten.

Die die Unendlichkeit für ein Attribut ihrer Liebe hielten, sich dabei bloß irdisch verknallten; sich freilich auch unglücklich machten. Das hing mit der stressigen Konstellation zusammen, der fragilen Existenz von S. und der unerhörten Stabilität, die er darin fand, sie uns vorzuführen.

Mit seinem amerikanischen Vorbild teilte er das Sisyphushafte, diese un-

verwüstliche Bereitschaft des Verlierers, die beständige Aufbruchsbereitschaft, diese permanente Gewichtsverlagerung auf den linken Fuß, damit er den rechten jederzeit anheben konnte – hätte sich nur ein Ziel ergeben. Mit ihm teilte er die Abwesenheit jeglicher Religion, die absolute Diesseitigkeit der nackten Gestalt, die nichts Geistiges und nichts Sinnliches hatte, nichts, was aufeinander verwies in sinnlosem, endlosem Bezug, nur sich selbst, ihr verwüstetes Antlitz und ihre unverwüstliche Bereitschaft aufzubrechen kannte, diese in Elan umschlagende Abwesenheit jeglicher Illusion.

In grauen Zeiten hatte er den Boden unter den Füßen verloren und setzte jetzt bedachtsam jeden Schritt, die Abenteuerlichkeit seines Vorgehens empfindend.

Abendländisch bis an die Grenze des Zumutbaren, ja mit westlichen Macken weit über die Grenzen des guten Geschmacks hinaus, brachte er unvermittelt das hintergrundlose Sein des Buddhismus ins Spiel, das sich erwartungsvoll realisierende Nichts.

Wenn wir schon die Hoffnung aufgegeben hatten, daß noch irgend etwas geschah, hob sich endlich der Fuß und – trat beiseite. Trat aus dem Punkt, in dem er so lange verharrt war, heraus und tat den ersten Schritt, der Geraden seinen Tribut zollend; ging aus dem Stand in die Bewegung über (aus dem Sein in die Existenz). Dieser erste Schritt, bei dem sich der linke Fuß hob und still beiseite trat, geschah in vollkommener Stille und war so unauffällig, daß man nicht wußte, ob sich etwas bewegt hatte. Mit ihm war das Zentrum des künftigen Kreises bezeichnet, der rechte Fuß würde sich nur bewegen, wenn es galt, den durch den linken angegebenen Radius nun nach der anderen Seite auszumessen. Von nun an würde mindestens zwanzig Minuten lang im selben Abstand der Kreis geschlagen; es würde nicht mehr endlos verharrt werden, sondern unendlich bewegt. An den eingeknickten, Ratlosigkeit und Impotenz, um nicht zu sagen Mutlosigkeit und Feigheit ausdrückenden Beinen aber lag es, den Sprung von der zweiten in die dritte Dimension zu vollziehen, indem sie dank ihrer ungelinkten, ungeschickt bogenförmigen Bewegung das, was natürlicherweise bloß eine Kurve war, in die beiden Achsen des Rösselsprungs zerlegten, den platten Kreis dabei in eine Kugel verwandelnd, ihn gewissermaßen aufrichtend, so daß er nach allen Seiten rollen konnte, wobei die Ungeschicklichkeit nichts anderes ausdrückte, als daß die flache Bewegung anders, eben sphärisch zu deuten war. Mit den Armen wiederum, die in alternierendem Rhythmus auf- und zuklappten, wobei die flache Hand abwechselnd das eigene Gesicht schützte und den unsichtbaren Gegner bedrohte, wurde die Kugel auch in den höheren Stockwerken vollendet: die Beine maßen sie aus und richteten sie auf,

die Arme enthüllten ihre Bewegung. Im wesentlichen unsichtbar, solange es um einen Zustand der Leblosigkeit ging, in dem sich nichts rührte, weder Arm noch Bein, um den Zustand des *Ansich*, bestand die Form im Grunde aus nichts als der Entfaltung des Punkts, wobei der Kreis auf den Boden und die Kugel in die Luft gezeichnet – ersterer samt Radius und Kontur, letztere mitsamt ihren Verstrebungen, ihrem Geflecht – und in einem unermüdlichen Verlauf die Gestalt hervorgebracht wurde, die infolgedessen auch nichts anderes war als ein Punkt und ohne die unermüdliche Bewegung einfach nicht existierte.

Ich hatte mich nicht in die Person verguckt, sondern in die Gestalt, und nicht von vornherein in die Statur, sondern in die Bewegung: in das gesammelte Ausmessen, das Konstruieren nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Körper, dieses Ausüben von Verstandesfunktionen mit den Gliedern (und das ging natürlich nur, wenn die sich bewegten!), und in den raschen, aggressiven Schritt, wenn S. um die 90°-Ecke bog und unter Körpereinsatz seinen Flur gewissermaßen leerputzte, alles, was ihm zu nahe kam, rücksichtslos beiseite schiebend. Desinteressiert an allem, was einen Menschen normalerweise ausmacht, seiner Geschichte, seinen Erfahrungen und Erlebnissen, seiner Familie, seinen Freunden und Beziehungen, seinem Einkommen, seinen Vorlieben und Interessen, hatte ich Augen nur für seine Gestalt und bestand nur noch aus Augen. Das klingt zwar logisch und harmonisch, war aber voller Ungereimtheiten. Auf Grund einer Überbeanspruchung meines Sehsinns war ich in eine Schiefelage geraten, da ich ihn immerfort ansah, und auf Grund einer Unterforderung meines Tastsinns in einen schrecklichen Entzug, da ich mich ständig zurückhalten mußte. Manchmal hielt ich hinter dem Rücken mit der einen Hand das Gelenk der anderen fest und verpaßte mir Handschellen – *menottes!* –, nur damit ich sie nicht ausstreckte! Das Sehen war aber für mich immer der unwichtigste aller Sinne gewesen. Ich sah mit den Händen, bildete ich mir ein, ich dachte mit dem Verstand, und ich liebte mit dem Herzen. Jetzt war ich dem Ansturm von nichts als Bildern ausgesetzt. (Und ich war dem Ansturm der Worte ausgesetzt: Was mußte, da Anfassen nichts galt, nicht alles geredet werden!)

Er hatte sich eine bestimmte Technik anzufassen, ohne anzufassen, zugelegt, damit der Kontakt nicht mißdeutet werden konnte und er sich nicht zuviel zumutete. Unsere hilflosen Hände, die wir ihm hinhielten wie Flossen – wissend, daß wir etwas falsch gemacht hatten, aber nicht, was, oder unfähig, es zu korrigieren –, berührte er lediglich mit den Fingerspitzen und hielt gleichzeitig von der anderen Seite so geschickt dagegen, daß er so etwas wie einen Griff zustande bekam und sogar genug Druck hatte, um die leblose Hand zu diri-

gieren. Freilich nur selten mit dem gewünschten Erfolg, da die Orientierung so sparsam verabreicht wurde oder die Berührung unser Gehirn benebelte; aber für Augenblicke entstand doch eine Interaktion, eine Kooperation in konzentrierter Stille und unter den andächtigen Blicken der Umstehenden, denen die Eifersucht in Ichbezogenheit umgeschlagen war und die das Ganze für eine Lehrstunde hielten, eine ausschließlich mit Blick auf sie, zum Zweck ihrer Unterweisung aufgebaute Szene. Die im engeren Sinn Beteiligten dagegen konnten nicht umhin – während sie in einträchtigem Bemühen mit dem Lehrer die Bescherung wiedergutzumachen suchten, die sie zweifellos mit ihrem Kopf angerichtet hatten, nicht mit ihren Körper –, das Verzweifelte ihres Unternehmens zu realisieren. Denn sie konnten sich noch soviel einbilden oder so verliebt sein, mit der Einheit von Hand und Verstand war ihnen nicht nur der Sinn ihres Unternehmens abhanden gekommen; der Verlust der Koordination war vielmehr so sehr eins mit dem Verlust des Gegenstands, daß es unmöglich schien, an seinen Sinn und Zusammenhang, in einer glücklicheren Konstellation etwa, noch irgend zu glauben. Selbst der erfahrene Lehrer bastelte an den Händen herum, als hinge die Existenz des Gegenstands davon ab, ob er aus ihrer absurden Stellung zu rekonstruieren wäre, und als gäbe es ihn sonst nicht. Dabei nahm er offensichtlich mehr zu seiner Phantasie Zuflucht als zu seiner Erinnerung und versuchte nun, Bestandstücke und Ideen ins Verhältnis setzend, so etwas wie einen Gegenstand zu erzeugen. Dabei, so schien es mir, nahm er bereitwillig die Hilfe der ihm zur Verfügung gestellten Hände an, so vielleicht, wie ein Mathematiker beim Konstruieren dankbar auf Zirkel und Geodreieck zurückgreift, und suchte Krampf und Verrenkung aus ihnen herauszuschütteln, damit sie sich leichter bewegen ließen.

Mit dem Zerfall aller unserer Fertigkeiten, in denen ein Gegenstand sich hätte verfangen können, brach sich das Bewußtsein der persönlichen Nichtigkeit Bahn; ich bin sicher, nicht nur bei mir. Zugleich spürten wir in einem Augenblick der Erleuchtung, daß es nichts Tröstlicheres, ja nichts Höheres gab, als sich und seine Dummheit preiszugeben, sie gewissermaßen der freien Verwendung zu überantworten, wogegen der Lehrer noch im Angesicht des Nichts nicht aufhören konnte, seine Klugheit zu gebrauchen, und einen schönen Sisyphus abgab, einen recht schönen, tapferen Clown.

Manchmal stellte er Kampfszenen nach: Angriff und Block. Leidenschaftlich dienend, der imaginären Bodenmatte näher als dem Himmel, den physischen Teilen seiner Partner näher als ihren geistigen, eher den Boden küssend als von irgendwem die Lippen, baute er sich die zugleich ritterlich kühne und stinknormale Welt zusammen, in der er gern gelebt hätte und in die er zumindest eine

bewegte, sozusagen gut beatmete Szene lang eintauchen wollte. Dazu wählte er bevorzugt seine Freunde aus alter Zeit, weil er sich bei denen mit dem Anfassen nicht vorsehen mußte und weil wir auch nicht mitreden konnten; denn zu begreifen, daß es lediglich um die Vorgeschichte jener absurden Bewegungen ging, denen wir uns hingaben, um das, *was zu ihnen geführt hatte*, nicht um das, *wozu sie führten*, kostete es mehr als nur ein bißchen Fleiß, wie wir ihn aufbrachten; es hätte bedeutet, nicht einen Wunsch, sondern einen Gedanken zu hegen, nicht einer Sehnsucht zum Ausdruck zu verhelfen, sondern seine Lebenszeit und -kraft statt an eine Hoffnung an eine bereits abgeschlossene Tatsache zu wenden, und dazu waren Frauen bekanntlich nicht imstande. Es hätte bedeutet, das eigene Tun als eine Sackgasse zu akzeptieren, von der nichts bekannt war, als daß und wie sie endete; und dann auch noch auf die Bewegung gespannt zu sein, von der man bereits wußte, daß sie zum Stillstand gekommen war, und sie mit Eifer und Sachkenntnis zu rekonstruieren. Es hätte bedeutet, eine Tat zu rekonstruieren, die bereits Gedanke geworden war, und das leuchtete mir nicht ein; denn warum sollten wir denken, wenn uns das Tun noch gegenwärtig war, warum um Himmels willen taten wir es dann nicht! Wie wollten wir verhindern, daß wir anfangen zu spintisieren und zu schwärmen, wenn der Gedanke noch soviel Tat enthielt und das Tun in ihm bloß stillgestellt war und der Hieb niemanden mehr umbrachte? Wenn schon Gedanke, dann bitte nur Gedankliches, das war mein Standpunkt, und so wurde das merkwürdige Kampfspiel eben unter Männern gespielt.

In dem Maß, in dem S. sich vertiefte, erwärmte er sich zusehends für den Sport, den er in seiner Jugend praktiziert hatte, und vergaß für eine Weile, daß er Gesundheitslehrer war, und wurde Kämpfer. Er fand Geschmack an den alten Abläufen und genoß die Erinnerungen, die wie Blut durch seine Adern strömten; sogar wir blöden Zuschauer konnten ihren Weg verfolgen. Dabei nahm er sich zurück, ließ seinen Körper gewähren, mit sich ins reine kommen, sich in Ruhe erinnern und begnügte sich mit einem Tritt oder Griff, der einen Anfang setzte und aus dem sich das Zusammenspiel ineinandergreifender Bewegungen wie von selbst ergab. In schönster Unbewußtheit führte er uns so die Harmonie seiner Proportionen vor. Ich fragte mich, wenn meine Träumerei gelegentlich ins Abstrakte umschlug, ob der Gleichklang der Proportionen nicht ganz einfach daher rührte, daß S., der sich nach eigenen Aussagen mit fremden Eindrücken, Standpunkten, Meinungen vollsog wie ein Schwamm, doch definitiv nichts davon sich in ihm einnisten ließ, nicht einmal in Gestalt eigener Vorstellungen. Ich fragte mich, ob die auf gleich gebrachte, reine Proportionalität seiner Gliedmaßen und Körperregionen nicht einfach diese Idee widerspiegelte,

den fremden Einfluß vermittle einer zentrifugalen Bewegung wiederabzuschütteln, so daß nur er selbst übrigblieb, nicht als Mensch und Person, sondern als Gestalt und Prinzip, Verkörperung des identischen Bezugs oder der beweglichen Mitte, kurz als menschliches Abbild des unbewegten Bewegers: der, der sich um sich selbst dreht! Aber das war natürlich reinste Metaphysik; manchmal griff ich zu dieser Waffe, um nun wiederum ihn aus mir herauszuschleudern bzw. in eine Form umzugießen, in der er sich nicht wiedererkannt hätte; denn wenn schon für mich in seiner Welt kein Platz war, dann sollte für ihn auch in meiner keiner sein, oder aber ich wollte ihn umgestalten. Im Grunde bin ich mir – bis zum bitteren Ende, wie man so sagt – nie ganz sicher gewesen, was ich eigentlich wollte: ihn haben oder so sein wie er (*sive!*). Aber auch das ist schon wieder eine scholastische Frage.

(10) ...

Sokrates: ... so daß ich im allgemeinen sagen möchte, die Gestalt sei die Grenze des Körpers. (Platon, Menon)

Sive, das hieß Tai-chi können!

Der langgestreckte Übungsraum gliederte sich an seiner breiten Front durch zwei Fenster und eine Tür, uns unsererseits zur Gliederung unserer unbeholfenen Bewegungen anhaltend. Sie gingen auf den Hof mit der exotischen Haselnuß und der Buddelkiste hinaus und wurden durch den sogenannten Sommereingang getrennt, der an den warmen Abenden offen stand und die laue Luft und das abendliche Vogelgezwitscher hereinließ und durch den manchmal Kinder schauten und uns beobachteten – um dann mit gellendem Geschrei davonzulaufen, so als wären sie entwischt, im letzten Augenblick entkommen. Die Fensterfront wurde durch die Spiegelwand auf der gegenüberliegenden Seite zurückgeworfen und der kahle Raum, der mit seinen gemauerten Wänden beinahe ein Keller war, entgrenzt, bis in den letzten Winkel gestaltet, rundum zivilisiert und in die von kleinen Strahlern erhellte, heitere Welt verwandelt, in der wir uns holprig und stolprig bewegten.

Nicht bis in den allerletzten Winkel gestaltet; denn während die tote Stirnseite in voller, freilich schmal gehaltener Breite ein chinesisches Drachenbild in spirituellem Blaßblau zierte, das mit seinen zu mageren Schlangen sublimierten

Drachen das an eine andere Körperlichkeit gewöhnte europäische Gemüt verwirren (und schon deshalb in den spekulativen Gedanken treiben) konnte, war auf der gegenüberliegenden Seite, in deren Richtung uns, wenn wir uns mit dem Gesicht zu den Fenstern aufgestellt hatten, die Form trieb, nichts als die Wand. Gegen sie rannten wir an, vor ihrem stummen Antlitz verneigten wir uns, sie vergeblich um Hilfe anflehend, um ein beruhigendes Zeichen, daß wir noch im Takt waren. Sie begrenzte uns und verhinderte, daß wir ausufernten, stießen wir doch gegen sie, wenn wir uns überschätzt hatten, weigerte sich nachzugeben, obwohl wir, im Bann der Form, auch nicht nachgeben konnten, und so scheuerten wir uns wund an ihr, so wie wir uns an ihrer Stummheit aufrieben. In Augenblicken größter Verlassenheit war sie uns Feind und Zuflucht zugleich. An ihr hätten wir liebend gern das heiße Gesicht gekühlt und uns mit Feuereifer den Kopf gestoßen und die Birne zerschmettert – *cogné!* –, wenn die andern hinter uns verschwunden waren und uns nichts aufrecht hielt als, aus weiter Ferne, von unter dem Drachenbild, die bösen Augen des Lehrers, und damit die Spannung ein Ende gehabt hätte und in einem herrlichen Schlag und Ton zersprang: Peng!

Wenn wir Glück hatten, lief S. das erste Mal die Form mit und teilte großzügig mit uns seinen Rhythmus, das innere Maß, das alle seine Bewegungen gliederte, und das Bewußtsein um den Sinn des Ganzen, das wir ihm voller Vertrauen unterstellten. Immer häufiger allerdings hatten wir Pech und mußten schon beim ersten Mal allein laufen. Prompt verhedderten wir uns zwischen den kompakten Leibern der andern, ihren sturen Bewegungen, und den Fragmenten unseres eigenen Körpers, der klobig und unbeseelt angefangen hatte und sich mit jedem Schritt mehr zerlegte, uns vom Regen in die Traufe befördernd. An schlechten Tagen kam es mir vor, als ließe ich überall ein Stück von ihm zurück: hier die Hüfte, da eine zappelige Hand, und wie oft schien es mir unmöglich, den Fuß nach vorn zu bringen oder ihn auf den harten Boden zu senken, er stand in der Luft und wollte sich nicht absetzen lassen! Dabei ging es nicht um große Entfernungen, bewegten wir uns doch kaum, obwohl, verglichen mit dem Lehrer, immer noch zu sehr, und das war auch der Grund, warum wir Verluste hinnehmen mußten. Denn was über die unsichtbaren Grenzen hinausragte, das stürzte in den Orkus. Wie eine Schnecke ihr Haus, so führte der Lehrer seinen Körper mit sich, durch alle Bilder, und ließ nichts von ihm zurück. Nach jedem Schritt sammelte er die verstreuten Glieder wieder ein, ließ das Gesäß unter seinem Rücken, die Glieder unter seinem Gesäß verschwinden und in einer Drehung neu entstehen. Er ließ nie Geschaffenes an Geschaffenes anknüpfen und sich verdünnen. Er fabrizierte die Kugel und wohnte darin, aber er klebte nicht an den Wänden.

Überhaupt ging er mit seinen Gliedmaßen sorgsam um. Er schleuderte sie nicht von sich, sich darauf verlassend, daß sie an seinem Oberkörper befestigt waren und zurückschnellen würden. Er »schlenkerte und schwenkerte« sie nicht, sondern führte sie bewußt eng, ließ sie sozusagen bei Fuß gehen, das unterschied ihn von den Affen, die die Arme bis zum Anschlag ausrenkten, und von den Dickhäutern. Nichts baumelte bei ihm, alles wurde an der kurzen Leine geführt, nicht dem Zufall überlassen, ob das Gelenk riß oder hielt. Was halten sollte, hielt sich gefälligst selbst. Manipulationen kamen nicht vor, nur eine Neubesinnung auf den ursprünglichen Ort der Bewegung fand statt, den Ort, wo sie entsprang, auf die Quelle. Wenn die Körperdrehung sagen wir vier Fünftel einer Armbewegung ausmachte, dann waren zwar die Zentrifugalkräfte gewaltig, aber die beweglichen Teile in keinem Augenblick gefährdet; denn die Kraft übertrug sich nur gerade so weit, daß der Arm die Drehung der Hüfte vollendete, die überschüssige Kraft lief zurück, kein Bruchteil zuviel wurde verbraucht. Unbeirrt produzierte der Korpus mehr Energie, als er an die Extremitäten abzugeben gedachte, arbeitete er an der Verfertigung seiner als Kraftwerk, als Energiezentrale. Er imponierte mit seiner Weigerung, die erzeugte Kraft zu verwerten, und ließ eine Spannung entstehen, die sich in die nie beantwortete Frage zurückübersetzen ließ: was aus ihr folgen würde. Aber es folgte gar nichts. Der Körper resorbierte die Kraft, und sie hörte »im Innern auf zu sein«.

Wir dagegen schickten die Beine los, fuhren die Arme aus, bewegten uns überhaupt wie Truppen in fremdem Land: die Kommandozentrale schwerfällig, aber selbstbewußt, die leichten Truppen beweglich, aber fahrig und inkompetent.

Wir lehnten uns nach hinten, wenn wir nach vorn treten wollten, hieften den Hintern über das vorausgeschickte Bein wie über einen Berg und ließen ihn auf der andern Seite ins Tal fallen. Wir hoben statt der Arme die Schultern und ließen, anstatt den Bauch zu drehen, die Schulterblätter rotieren. Wir stießen mit dem Kopf nach vorn, wo wir bloß das Gewicht zu verlagern brauchten, hoben ihn zu den Händen empor, mit langem Blick, sie dergestalt auf Augenhöhe bringend, wie die Anweisung lautete.

Kurz, wir machten alles falsch.

Manchmal kam es mir vor, als wäre ich einen Schritt vorangekommen. Ich hatte meine Gliedmaßen im Griff, konnte mich auf meine Muskeln verlassen. Ich hatte die Basis verbreitert und konnte anfangen die Form zu gestalten. Ich traute mir Interpretationen zu, eine eigene Note!

Wie ein Buddha hockte S. in seiner Ecke und gab sich keine Mühe, so zu tun, als wenn er sich interessierte. Ich entspannte mich: S. sah weg, auch wenn er

herschaute! In echt schläft S., sagte ich mir und stand gleich breiter auf meinen Füßen und fühlte mich den andern überlegen, die davon überzeugt waren, daß er ständig auf sie achtgab, und sich zugleich aufgehoben und schikaniert fühlten, auf eine religiöse Art verfolgt.

Ich wandte mich der Kraftquelle in meinem Bauch zu, ihrem lustigen Sprudeln, dem Flämmchen unter dem Sonnengeflecht, seinem lustigen Flackern. Alle haben so ein Flämmchen, sagte ich mir, warum nicht ich? S. schlief, und ich würde die Form laufen. Ich würde sie wie er laufen. So wie wenn er sie laufen würde!

Sive.

Über meinen Kung-Fu-Freund hatte man mir erzählt, daß er einen eigenen Stil pflegte. Er war mein Freund, und ich wußte nicht, daß er einen Stil hatte, aber er hatte einen festen Platz in meinem Herzen, und ich war überzeugt, daß sein Stil hervorragend war. Man ahmte ihn bereits nach, hatte ich gehört. Ich wollte S. nachahmen.

E. faßt Tai-chi wie S. auf, sollte es heißen.

E. wie S.

Sive.

»Auffassen«, das war mehr als »ausüben«. Es war eine Interpretation. Ohne Interpretation keine Kunst.

So war das.

Aber *sive*, das war auch der Kannibalismus des Verschlingens – *tant pis* für den Verschlungenen.

Wenn es klappte und ich die Form perfekt lief – *tant pis!*

Aber es klappte natürlich nicht.

Träge erhob S. sich von seinem Stühlchen. Hievte die ausgestreckten Beine vom Nachbarhocker und stand auf.

Die Hände auf die Knie gestützt, stemmte er sich in die Höhe und tappte mit gesenktem Kopf zu uns herüber, nach den Traumfetzen angelnd, den Fehlern, von denen er nicht absehen konnte, nicht einmal im Schlaf. Schlurfte mit weichen oder steifen Knien zwischen uns hindurch, die wir uns möglichst unsichtbar zu machen suchten, die Miene ratlos oder unheilverkündend, oder vielmehr letzteres, weil ersteres der Fall war, nur das wußten wir damals nicht. Tatsächlich suchte er wohl nach einem Anknüpfungspunkt für seine Erinnerungen, nach der richtigen Verbindung zwischen Fehlern und Tütern. Betäubt, noch wie im Schlaf, das Gesicht vom Dösen kindlich gerundet, von der mechanisch aufgenommenen Suche, der inneren Odyssee durch die Windungen der langen Form noch zusätzlich benommen, zugleich bereits im Zustand scharfer Konzentration, war er fest entschlossen, dem, was er für seine Aufgabe hielt, nachzukommen

und eine geldwerte Leistung zu erbringen, nämlich seine Schüler, die ihn bezahlten, zu korrigieren.

Ihm war gar nicht klar, womit er uns beschenkte. Mit den Gedanken bei unserer Darbietung, mit dem Körper noch auf seinem Stühlchen, war er längst ins Tai-chi verfallen – wir, in seiner Furcht und mit uns selbst beschäftigt, glaubten stets, wir hätten den Übergang verpaßt, aber es gab keinen. Sich aus dem Büroschlaf aufrappelnd, auf unsicheren Beinen, die Knie eingeschlafen, verfiel er ins Tai-chi. Das unterschied ihn von uns, oder uns von ihm: Übergangslos fiel er ins Tai-chi, wir dagegen mußten erst Person werden, um uns den Anforderungen des Tai-chi stellen zu können. So kam im besten Fall Flickwerk zustande, denn der Verstand blieb die Basis der Unternehmung. Punktförmige Anläufe, der eine mal mehr, der andere weniger geglückt, war das Resultat, von gesponnenem Faden keine Spur. Wenn S. dagegen ins Tai-chi verfiel, dann war es nicht nur unmöglich zu entscheiden, ob ihn sein Körper oder sein Kopf leitete, es entstand eine neue Person, die war anders zusammengesetzt als die alte.

Wenn S. ins Tai-chi fiel, dann floh der Verstand aus seinem Kopf und breitete sich im Körper aus, löste ihn auf, so daß er Energie werden konnte, zirkulierende Kraft (man sah den Verstand nicht, Gott sei Dank, aber irgendwas vibrierte). Unter dem Ansturm des Verstandes wäre der Körper wohl einfach verschwunden, hätte die Bewegung ihn nicht stabilisiert beziehungsweise jenen nicht aufgefangen. So wechselte er bloß die Form. Der abgesetzte – man konnte auch sagen aufgesetzte – Kopf aber bekam etwas Instabiles, Erhabenes. Kerzengerade, in tadelloser Haltung, wenn auch, da ihn nichts mehr hielt, seltsam detachierte, folgte er dem Geschehen von oben, mit erstauntem Blick, folgte vor allem den Händen, und war, alles andere als der Beweger, im Grunde nur die zum Blick materialisierte Perspektive, der Fluchtpunkt, der aus dem Zusammenspiel sagen wir von Hüfte und Händen errechnet werden konnte.

Wenn der Abend voranschritt, wurde es im Übungsraum stiller. Die Schüler verstummten. Wer um acht kam, war müder, als wer um sechs kam; die Arbeit nagte an ihm, das Zuhause lockte. Wer um sechs gekommen war, war in der Regel schon gegangen, und wenn nicht, dann hatte ihn Tai-chi, die sanfte Kunst, niedergerungen, und er bewegte sich nur noch mechanisch. Auch das größte Plappermäulchen hielt den Mund oder konnte jedenfalls nicht mehr plaudern und gleichzeitig üben.

Auch die große Form hatte sich reduziert, wir nagten an Bruchstücken. Durch die Arbeit im kleinen war der Raum größer geworden. Er war entschieden heller geworden. Die schlangenartigen Drachen auf dem chinesischen Bild waren lebendiger geworden. Wir alle waren kleiner und einsamer geworden,

durch das Kunstlicht, das mit fortschreitender Nacht ins Sublime, Theatralische spielte, schöner.

Nur S. war auf eigentümliche Weise realer geworden; real oder normal. Um die vorgerückte Stunde hatte er alle geborgte Größe, die aggressive Laune ebenso wie die Hinfälligkeit abgelegt. Je weiter der Raum wurde, desto näher faßte er Tai-chi ins Auge. Und je vereinzelter er in seiner Tätigkeit erschien – denn wir standen meist nur noch schüchtern, müde oder bewundernd um ihn herum –, desto mehr nahm er vom Tai-chi Einzelnes, hier eine Drehung, da eine Verlagerung zur Kenntnis. Alles rein Geometrische, auch das im erhabenen Sinn Clowneske, Kasperlehafte hatte sich verloren. Der Kopf war wieder Kopf, schon über die Stimme identifizierbar, die unsere Aufmerksamkeit, gemütlich kommentierend, lenkte; sein Körper unregelmäßig, asymmetrisch, mit echtem Nabel und unverkennbar einem Bauch.

Ganz schön verletzlich, fand ich, schien er aber gar nicht zu finden.

Er hatte seine ideale Gestalt aufgegeben und war real geworden, ein Mensch ohne übertragene Bedeutung, ohne Symbolgehalt. Ein Meister.

Für Minuten – und es waren regelmäßig die über der Zeit – schoben sich S. und S. übereinander, wurden eine Person: S., der Tai-chi konnte, und S., der schlecht und recht lebte, ein vollständiger Mensch, den man mögen durfte, aber nicht begehren mußte, weil man sich selbst mochte und nicht an Fremdem andocken mußte. Wer weiß, vielleicht war ja auch ich in einer mir freilich restlos entzogenen Hinsicht ein vollständiger Mensch.

(II) E. ERZÄHLT

Er fuhr gleich beim ersten Mal mit allen Sinnen mit, obwohl er keinen Führerschein besaß und meiner Ansicht nach auch vom Fahren keine Ahnung hatte. Meine Bedenken, was aus dem heiklen Machtgleichgewicht werden sollte, wenn ich am Steuer saß, waren im Nu beseitigt.

Auf meiner Seite wäre frei, sagte er, als ich aus der Parklücke zurücksetzte.

Halt dich weiter rechts, sagte er, sonst kriegst du Probleme mit den Linksabbiegern.

Die Ampel ist rot, sagte er, du mußt anhalten.

Anhalten!

Ich stand auf der Bremse.

E. ERZÄHLT

Gib zu, sagte er, wenn ich nichts gesagt hätte, wärst du glatt über Rot gefahren.

Ich war noch nie in meinem Leben über Rot gefahren.

Ich hätte eben vor dem Zebrastreifen angehalten, sagte ich.

Und das wäre falsch gewesen, sagte er. Oder willst du behaupten, daß es richtig gewesen wäre ?

Angesichts der durchgezogenen Linie, die ich beinahe überfahren hätte, ich weiß auch nicht, warum, konnte ich das unmöglich behaupten.

Nein, sagte ich.

Siehst du, sagte er befriedigt.

Ich war vollkommen glücklich.

Nach dem Aussteigen pflegte er mit der schlagkräftigen Hand zweimal hart gegen die Scheibe zu klopfen – seine Art, sich in Erinnerung zu bringen, die Verbindung zu halten, mich nicht allein zu lassen, was weiß ich. Beim ersten Mal dachte ich, ein Stein oder ein Baum wäre aufs Wagendach gefallen, oder drinnen wäre etwas explodiert, das Auto im Zweifelsfall. Ich erschrak nach allen Regeln der Kunst und wußte nicht, ob ich mich unter den Sitzen verstecken oder davonlaufen sollte; saß, bei abgestelltem Motor immer noch fest angeschnallt, betäubt, wie ein verlassener Liebhaber in der kalten Küche.

Das nächste Mal erhaschte ich einen Blick auf die blassen Finger, wie sie einsam gegen die Scheibe klopfen, und wartete beim dritten bereits sehnsüchtig auf den Schlag und empfing ihn als Botschaft, selbst wenn sie nur Abschied beinhaltete. Ich stellte den Motor an und das Konzert im Deutschlandradio so laut, daß es kreischte, und war, bevor ich es recht gewahr wurde, auch schon nach Hause gefahren. Saß auch hier, damit ich es merkte, noch ein Weilchen im Auto.

Da es ein Allerweltsauto mit einer Allerweltsfarbe war, konnte ich es häufig nicht finden. Er hatte sich schon beim ersten Mal das nichtssagende Kennzeichen gemerkt und fand den Wagen im Handumdrehen unter seinesgleichen heraus. Einmal war während der Stunde ein sanfter, dickflockiger Schnee gefallen, der eine Haube über die parkenden Autos gezogen hatte, und ohne die präzise Erinnerung, daß ich vor Reichelt parkte, hätte ich meins nie herausgekannt. Hier hatte er, als ich einen Augenblick überlegte, resigniert und war ganz leise geworden, und er atmete hörbar auf vor Erleichterung, als der Wagen tatsächlich vor Reichelt stand. Lautlos rollten wir über die verschneiten Straßen, und beim Schrittempo längte sich die Fahrt. Im Schneelicht leuchteten die Armaturen in tiefem Blau – wie bei einer Boeing, stellte er befriedigt fest, so als wäre es sein Auto. Normalerweise technikfeindlich, in dieser Hinsicht ein Snob, war ich

in dem Moment einverstanden, eine Boeing samt Copiloten zu steuern, beide in verlässlichem Dunkelgrau und mit strengen Rundungen, erstere in sprödem Plastik, letzterer, neben mir, von sprödem Charakter; beide ohne überflüssigen Zierart, preußisch. Hellwach, meilenweit entfernt von jeder Versuchung, das Gegenwärtige durch Müdigkeit zu beleidigen, gar durch Kleinmut, versank ich in der träumerischen Illusion, daß wir bei diesem Tempo niemals ankommen würden, und auch die Weiterfahrt schien mir unproblematisch, ebneten Schnee und Stille doch alle Unterschiede ein, was Entfernung, Uhrzeit, Gesellschaft betraf, und ich hegte keinen Zweifel, daß ich heil nach Hause kommen würde. Aber so weit konnte ich gar nicht denken.

An manchen Tagen ging gar nichts. Ein Dritter fuhr mit, und der Zweite, der zuerst ausstieg, klopfte nicht gegen die Scheibe. Den Tod im Herzen, setzte ich den Fuß aufs Gas, entsagte dem Radio und unterhielt mich im trockenen Tonderer, die am Steuer sitzen und gegen das Ressentiment der andern anreden, die es nicht tun. Es kam auch vor, daß er zu Fuß gehen wollte – ein finsterer Vorgriff auf den Frühling, wenn er ohnehin aufs Rad umsteigen würde und ich mich nur mit einem Eis von Monheim trösten konnte.

Ich muß ein paar Schritte gehen, erklärte er, auf Selbstbestimmung bedacht, aber auch darauf, daß er nicht leichtsinnig Terrain preisgab, an Spielraum verlor. Selten genug verließ er das Haus und hatte Angst, es eines Tages gar nicht mehr zu tun. Aber wenn, dann mit dem bedachtsamen Schritt und prüfenden Blick des Försters, der sein Revier abschrift, des Fürsten, der sich in seinem Kiez sehen ließ. Er war überhaupt breiter als ich, wenn auch von zierlicher Bauart, und das machte sich im Auto bemerkbar: in angenehmster Weise füllte er den Raum und war gar nicht mehr zu entbehren. Ich dagegen, zierlich, aber von klobiger Empfindung, von trotzigem Willen, maßlosem Wollen, verdarb das im Auto ohnehin heikle Raumklima und verpestete die nur begrenzt verfügbare Luft mit meiner schlechten Aura. Kein Wunder war es, wenn er nicht mitfahren wollte.

Ich komm diesmal nicht mit, sagte er.

Ich verkniff mir das unselige »Na, dann nicht!«, das alle Türen zuschlägt. Trotzig bäumte ich mich auf, riskierte eine lockere Handbewegung, einen lustigen Gruß, tat, als wären bloß Infos ausgetauscht worden: Ich hab ein Auto; du fährst nicht mit; wo ist das Problem.

Surtout keine Tränen, sagte ich, allein im Wagen, laut – wenn ich getroffen war, verstolperte ich mich ins Französische.

Vor allem *pas de larmes*, sagte ich, immer noch hörbar, streichelte das Armaturenbrett, als wenn es aus Stoff wäre, und ruckte am Spiegel. Ich sagte ums Verrecken nicht: »Na, dann wollen wir mal!« Kumpanei mit mir selbst war tabu.

Aber das Steuerrad faßte ich mit hartem Griff und betätigte den Anlasser wie ein Mann, wenn er die Frau in Gang bringen will. Da ich allein war, brauchte ich keine Psychologie und konnte auf Physiologie umsteigen. Da ich als Frau verschmäht worden war, konnte ich gelassen ein Mann werden: ein gelassener Mann! In schwungvollem Bogen setzte ich den Wagen in die Gegenrichtung zur sonst üblichen zurück, suchte mit der freien Hand im Radio *Mucke* und dachte: Ich gebe nicht auf.

Ich hatte keine Ahnung, was ich damit meinte.

Gelegentlich, es waren nicht die besten Tage, redeten wir bei abgestelltem Motor noch stundenlang vor seinem Haus, im Schein der Straßenlaterne. Ich saß schräg gegen die Tür gelehnt, in größtmöglichem Abstand zu ihm, und von hinten kroch die Kälte in meine Schulter. Aus sicherer Entfernung blickte ich in sein zartes, verbrauchtes Gesicht und nahm mir Wahrnehmungen heraus, die ich mir aus der Nähe nicht zugemutet hätte; da ich meine Hände nicht bei mir behalten konnte oder, wie ich es mir erklärte, da mein Blick in meinen Händen steckte, ihm auch nicht.

Wenn er endlich sagte: »Na, dann geh ich jetzt«, und mir preußisch die Hand gab, mußte ich aufpassen, daß meine Zustimmung nicht gar zu prompt ausfiel, der Kälte wegen, denn dann blieb er, saß, als wäre er aus Granit, und rührte sich nicht, ich konnte ihn mit beiden Händen schieben. Erst wenn ich aufgab und ein Glück darin fand, die Nacht mit ihm zu verbringen, aufrecht, im kalten Gehäuse und unter verbiestertem Reden, öffnete er abrupt die Tür und stieg aus, sagte: »Tschüs dann!« und schlug sie zu, es klang wie: »Siehste!« Ich konnte von Glück sagen, wenn er gegen die Scheibe klopfte.

Na, dann wollen wir mal, murmelte ich nun doch und strich über das Armaturenbrett; es fühlte sich mausetot an – Plastik eben.

Hör auf zu zittern, sagte ich zu meiner Hand und suchte *Mucke*.

Ich ließ den Motor an.

Und was ist mit der Heizung? fragte ich laut. Komm schon, komm schon, oder soll ich erfrieren?

Es gab tausend gottverdammte Stellen, wo ich ihn absetzen konnte, ohne daß wir uns mit Abschied aufhalten mußten: vor der Ampel, hinter der Ampel oder einfach in der zweiten Reihe.

Glück gehabt, sagte er, es ist Rot, du kannst mich an der Ampel rauslassen.

Komisch, schon wieder Grün, sagte er, und machte, daß er rauskam, hatte nicht mal mehr Zeit, gegen die Scheibe zu klopfen. Ich vergaß, daß ich scharf auf *Mucke* war, und lauschte den Nachrichten. Ich trommelte nicht aufs Armaturenbrett. Ich redete nicht mit dem Auto.

Es ist vorbei, sagte ich laut und erschrak prompt über meine fremde, rauhe Stimme.

Freu dich, daß du cool bist, sagte ich, nun bleib's auch. Fang nicht wieder an!

Plötzlich störte mich die Stimme des Nachrichtensprechers. Mich verlangte nach Musik. Das Steuerrad in meiner Hand gewann an Körper, die Gangschaltung an Dynamik. Unvermittelt Ich gewann meine Seele zurück. Meine Stimmung – *le moral* – hob sich.

Ich trommelte einen kleinen Wirbel auf dem Plastik und mir vielsagend gegen die Stirn.

Ist doch gar nichts zu Ende, sagte ich laut.

(12) DIE DÄNIN ERZÄHLT

Manchmal waren sie zusammen wie Kobolde. Dann sagte ich zu ihr: Du bist einfach süß, weil sie ihn für einen Moment gezähmt hatte und weil ich es doch nicht zu beiden sagen konnte, wegen dem »ihr«. Sie sah mich – ich weiß nun nicht – verständnis-, ratlos, hilfesuchend an, so als wollte sie, daß ihr (oder ihm!) auf die Sprünge geholfen wurde, und erwiderte gar nichts. In ihren Augenwinkeln lachte sie, aber im Hintergrund, sozusagen im medizinischen Bereich, saßen die Tränen, und aus beiden Gründen mußte ich zu ihr sagen: Du bist süß.

Manchmal war sie es auch ganz für sich allein (aber beileibe nicht immer!). Dann half ich ihr, sich zu Ende anzuziehen, wenn sie auf halbem Weg stehen geblieben war. Zum Beispiel griff sie hundertmal nach ihrer Jacke, während wir übten, und mußte sie ebenso schnell wieder loswerden, weil sie schwitzte, um sie im nächsten Moment wieder überzustreifen; sie war zu faul, den Reißverschluß zu öffnen und zog sie über den Kopf, vergaß dann, sie hinunterzuziehen. Warte mal, sagte ich, und gehorsam blieb sie stehen. Mütterlich richtete ich ihr die Jacke, und sie ließ mich gewähren, mit dem Körper bei mir, mit den Gedanken woanders – oder umgekehrt: mit den Gedanken lächelnd und schmeichelnd bei mir, mit dem Körper wer weiß wo.

Fehlte nur, daß sie gehorsam die Ärmchen hob!

Sie hatte einen handgestrickten Pullover aus unregelmäßig gesponnener Wolle, den sie nur »das Schaf« nannte. In dem sah sie aus wie ein Schäfchen, und ich trappelte hinter ihr her wie der Hütehund.

Einmal mußte ich sie auf einen Wink von S. hin verrücken – sie stand zu weit

links, und ich sollte sie nach rechts schieben. Ich faßte sie an den Schultern, so vorsichtig, daß ich im Grunde nur das Schaf spürte, und sie ließ sich schieben. Aber als ich die Prozedur wiederholen mußte, weil das geometrische Bedürfnis von S. immer noch nicht befriedigt war, drehte sie sich um.

Wer faßt mich an? fragte sie ruhig, und es klang wie: Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?

Ach, du bist's, L., sagte sie und rührte sich behaglich zwischen meinen Händen.

Ich bin nur der verlängerte Arm von S., sagte ich; ich soll dich verrücken.

Na, dann rück mich, sagte sie.

Aber manchmal waren sie wie Zwillinge, und zwischen sie paßte kein Lösblatt.

Die Rollen waren so gut verteilt, daß man nicht wußte, wer welche spielte. Der Angreifer war im Recht, und der Beschimpfte lachte. Manchmal war richtig *power* dahinter – so geht es seit Stunden, sagte S. entschuldigend, wenn wir uns fragten, ob das noch Theater war oder schon Ernst, und *fishing for compassion*. Auch die eine oder andere Entschuldigung wurde fällig, wobei wir von Glück sagen konnten, daß es ausschließlich E. war, die sich entschuldigen mußte; S. hätte es nie getan. Wenn er über die Stränge schlug – und da war die Situation ernst und die Stimmung böse –, dann widerrief er höchstens, und zwar sofort, aber er entschuldigte sich nicht. »Nein!« sagte er oder »Das will ich nicht!« oder »Nein, es ist mir nicht egal.« Aber er bat nie um Verzeihung (war ja auch nicht nötig, wenn er widerrufen hatte!). E. war groß im Sündigen und dann ebenso groß darin, um Verzeihung zu bitten. Sie sündigte in Form von Ausdrücken, aber auch mit den Fäusten; sie konnte ein ganz grober Kerl sein. Gelegentlich mußte man sich vor ihr in acht nehmen. S. nahm sich höllisch vor ihr in acht, sie sich vor ihm kein bißchen. »Kannst ja gehen«, sagte er einmal im Streit, uns stockte der Atem. E. war zwar lästig in ihrem Eifer und weil sie immer da war, doch auch ein Kitt. Verstohlen schaute ich zu ihr hinüber; denn so unauffällig sie war, sie war knochenhart, dabei verwöhnt wie eine Prinzessin (das sage ich als Frau!). Aber es schien sie gar nicht zu interessieren, daß S. ihr empfohlen hatte zu kündigen. Sie bastelte an ihrer Übung und ärgerte sich wie stets über sich selbst. Ich wollte sie immer mal fragen, warum sie nie beleidigt war. Sie wußte wohl um ihren Anteil, wenn S. ausrastete, überzog sie ihn doch regelrecht mit Provokationen, und meistens ging das auch gut, und er amüsierte sich; aber manchmal eben nicht. Einmal ertappte ich sie, wie sie an Tränen herumwischte, hinten im Umkleideraum, dabei war gar nichts gewesen – kein Schimpfwort, keine Drohung, keine freche Replik. Ich blickte nicht durch, war aber mehr

verstimmt als gerührt. S. gehörte allen, das heißt jedem einzelnen von uns. So war die Regel, und ich spürte, daß sich hier jemand nicht an die Regel hielt.

Auch äußerlich wirkten sie wie Zwillinge. Sagen wir, es kam vor. Sie hatten es heraus, sich so aufzustellen, daß es aussah, als wären sie einer die Variation des andern oder als würden sie, jeder für sich, ein und dasselbe Thema abhandeln: Lachlust, Zierlichkeit, Kindlichkeit; Zutraulichkeit, Lebhaftigkeit, Geltungssucht; Starrsinn, Sturheit, Halsstarrigkeit. Ich konnte es nicht fassen, wie so unterschiedliche Menschen sich einander so anverwandeln konnten, um dann wieder auseinanderzudriften, aber sozusagen in die gleiche Richtung, noch getrennt beisammen. Sie hatten absolut die gleiche Manier, sich dem einen oder andern von uns zuzuwenden und mit ihm förmlich zu verschmelzen; wir waren so etwas nicht gewöhnt. Aus dem Flur tönte die Stimme von S., im Umkleideraum zwitscherte E. Wer die beiden hörte, konnte sich nur wundern, wie sie einander in Melodie und Ton glichen. Im Grunde hätten sie sich beständig in die Quere kommen müssen, sie hätten sich gegenseitig zuviel sein, »du oder ich« hätte die Parole lauten müssen. Reiner Zufall schien es übrigens, daß sie am Schluß zusammen fortgingen, jetzt beide wieder harmlos und liebenswert, wie nach einer Vorstellung, einander rührend ähnlich, auf der geheimnisvollen Skala der Ähnlichkeit freilich auch ganz unterschiedlich: er eher stämmig, sie eher zierlich; er lebhaft nach rechts und links blickend, begierig nach Ärgernissen und Abwechslungen; sie mit gesenktem Kopf, die Wahrheit auf dem Boden suchend, mit dem einen Arm immer irgendwie zu ihm hinübereudernd, vergeblich. Denn er blieb hübsch für sich, gab offenbar den Richtungen ›oben‹ und ›vorne‹ den Vorzug vor dem ›neben‹, während sie bei aller Zierlichkeit in die Breite ging, eher fluid war, nicht genügend auf sich achtete, Halt suchte, zerfloß.

Das war alles rührend, solange es nichts Ernstes war. Es schmeichelte unserem Selbstbewußtsein, hob uns als Gruppe. Es tat uns gut. Aber es durfte nichts Ernstes sein.

Ich will nicht von ›wir‹ reden. Wir waren ein zusammengewürfelter Haufen und hatten unseren Lebensmittelpunkt woanders, jeder von uns, und außerdem rückt es die beiden ungebührlich in die Mitte. Was waren sie denn anderes als ebenfalls ›wir‹? Auch S., der sein Geld an uns verdiente, wenn auch wenig genug, und auf seiner Andersartigkeit bestand, seinen eigenen Stil pflegte, war nichts anderes als ›wir‹, und im übrigen hatte auch er seinen Lebensmittelpunkt woanders und wurde nicht müde, das kundzutun. Und E., nun ja, das war ein Problem.

Es geht auch nicht um mich. Ich war schon endlos bei S. und kannte jede seiner Launen. Aber ich geriet in eine seltsame Stimmung und ertappte mich

bei Aggressionen, und dabei hielt ich mich doch eher für depressiv und die Deutschen für böse. Einmal wollte ich ernstlich nicht mehr hingehen, und das hatte gar nichts mit S. oder mit E. zu tun; nur mit mir, allenfalls noch mit G., die mich nicht hereinließ, als ich klingelte und, mit der einen Hand das Fahrrad balancierend, mit der andern vergeblich gegen die Tür drückte; denn G. betätigte die falsche Taste, die mit dem Punkt, nicht die mit dem Schlüssel, und schrie mich dann auch noch durch die Sprechanlage an, ich sollte fester drücken.

An dem Tag wollte ich ernstlich nicht mehr hingehen. Als E. mich schließlich über das Hoftor hereingelassen hatte – wobei sie es mit S. zu tun bekam, weil sie mit den Turnschuhen in den Sand trat –, da war es wie bei einer Verschwörung: alles war wie immer, nur ich war draußen. Fassungslos betrachtete ich die Szenerie. Wie hatten sie mich so schnell verschmerzt? Leute standen herum, denen der überstandene Arbeitstag wichtiger war als das vor ihnen liegende Training – und als die Tatsache, natürlich, daß ich beinahe nicht hätte mitmachen können. Sie hantierten mit den Tassen und zögerten nach Kräften den Beginn des Trainings hinaus. Der neueste Film wurde durchgeflüstert, vom bevorstehenden Urlaub, von früheren Reisen geschwärmt. Der berühmte Tee-Effekt kündigte sich an: eine ungeahnte Beredsamkeit bemächtigte sich unser; sogar ich, an meinen Tränen kauend, hätte beinahe ein Späßchen gemacht. Wer in sich gekehrt bleiben wollte, beschäftigte sich mit Dehnen und wurde zur Zielscheibe liebevoller Aufmerksamkeit, zärtlichen Spotts. Überhaupt flackerte Erotik auf, so als hätte man uns statt Tee Champagner in die Tassen getan. Ich wollte noch einmal davonlaufen und zurückgeholt werden, aber diesmal nicht von E., die lieb und gut, aber undurchschaubar und ichbezogen war, sondern von S. Von ihm wollte ich eingeholt und im Triumph zurückgebracht, im koboldhaften Schein der hüpfenden Halogenflämmchen durch den dunklen Flur bis in den Übungsraum geschoben werden, der im milden Licht seiner abgeschirmten Deckenlampen erglänzte, und dort von allen umringt und getröstet.

Von allen außer G.

Ich ging zu ihr hinüber und sagte:

Du hättest nicht so zu schreien brauchen.

Sie war ganz außer sich vor Gutartigkeit. Wäre ich E. gewesen, hätte ich ihr erklären können, daß Menschen, die ihre guten Absichten zum Beurteilungsmaßstab ihrer Handlungen machen, allein dadurch noch nicht zu besseren Menschen werden. Ich fand den Gedanken klasse, durfte G. dabei aber nicht ansehen; denn sie war wirklich gutartig. Aber auch sie beurteilte ihre Handlungen nach ihren Absichten und war entrüstet, daß ich ihr Bosheit unterstellte. Sie wollte

das unbedingt klären. Ungeduldig trat ich aus der Mitte heraus und stellte mich ganz hinten auf. Ich würde sowieso alles falsch machen. Tatsächlich geriet mir die Form restlos daneben. S., vom Eingangsgeplänkel genervt, echauffierte sich erneut, und ich wußte nicht, ob ich weinen oder lachen sollte, als er mich aufforderte, meine Fußstellung zu betrachten. Ich sah auf meine Füße, und sie blickten verwundert zurück.

Du mußt den rechten Fuß mehr nach außen setzen, sagte E. leise.

Erst Wochen später konnte ich mit S. über diesen Abend lachen.

Ich will damit sagen: S. und E. waren im Grunde kein Thema. Es gab genug Stoff, auch ohne sie, und keinen Grund, die beiden mißtrauisch zu beäugen.

Aber irgendwie war nichts mehr wie früher. Wenn ich eine Vermutung äußern darf, so würde ich sagen, es gab einen ungunstigen Trend, den Übungsraum und was in ihm geschah, zum Lebensmittelpunkt zu machen. Es war, als strebten wir alle von den Rändern in die Mitte. Das fing bei mir an. Ich langweilte mich bei meinen Freunden in Dänemark, fand meine Arbeit uninteressant und meinen Liebsten im Grunde auch. Ich konnte keinen Sinn mehr im Klein-Klein meines geliebten Alltags entdecken, und selbst meine gelegentlichen Ausflüge in die Esoterik amüsierten mich nicht mehr. Alles kam in Bewegung. Die Frauen, die mit den Jahren in die Breite gegangen waren und eisern dazu gestanden hatten, an deren Umrissen wir uns gewöhnt, auf die wir uns gewissermaßen verlassen hatten, unterzogen sich Schlankheitskuren, mit beängstigendem Erfolg, und die vertrauten Konturen verschwanden. E. wurde ohnehin von Tag zu Tag magerer, verstand es aber, den Eindruck zu erwecken, als wäre sie schon immer so gewesen. Sie wollte um keinen Preis den Eindruck erwecken, als wäre ihr an ihrem Äußeren gelegen. Sogar die stabile G. wankte, fing an, mit ihrem Privatleben zu renommieren, und brach dann unvermittelt in Tränen aus und mußte das Training abbrechen.

So drehte sich das Karussell. Es wurde Sommer, und die vielfältigen Lämpchen erloschen. Die Tür blieb abends geöffnet, und die Kinder lugten herein. S. war zurückhaltender geworden in seinem körperlichen Einsatz – das fiel schließlich sogar mir auf –, aber nicht in seinen Worten. E. war manchmal nicht zu bemerken. War sie heute da? fragte ich mich hinterher. Einer nach dem anderen verschwanden wir in die Ferien, ließen andere zurück und fanden bei unserer Rückkehr andere vor, hielten selbst die Stellung, wenn andere aufbrachen, und die jeweilige Konstellation für ewig. Nur S. sah uns kommen und gehen. Entweder er wurde hartherzig davon. Oder weise. Oder beides.

(13) JUTTA ERZÄHLT

Ich traf E. abends vor dem Xenzi, und sie redete einen Haufen wirres Zeug, für ihre Verhältnisse viel, aber ich verstand gar nichts.

Gehst du rein, oder kommst du raus? fragte ich; denn das war wichtig für die Abendgestaltung.

Aber sie hatte meine Frage nicht gehört und redete weiter, und ich verstand nicht einmal, ob sie von sich oder vielleicht von einem ihrer Kinder redete und ob es von Liebe oder von Krieg oder von einem dieser unsäglichen Psychos handelte, die wir pausenlos erlebten; sie war vollkommen durcheinander.

Immer der Reihe nach, sagte ich, wovon redest du eigentlich?

Aber sie wollte nicht mit der Sprache heraus. Sie war der felsenfesten Überzeugung, daß man das, was man zu sagen hatte, nur zu dem sagen sollte, den es betraf. Sie verabscheute das »Reden über«, und es war erstaunlich, wie sehr sich das Gespräch reduzierte, wenn man darauf verzichtete. Wenn es aber selbst für sie nicht zu vermeiden war, wie jetzt, dann redete sie entweder mit großer Zielstrebigkeit wirr, in den indirektesten Formen. Wenn es sein mußte, konnte sie sogar stottern.

Ich rufe ihn nie mehr an, sagte sie erbittert, und wenn, dann nur, um ihm zu sagen, daß ich seine Telefonnummer wegradiert habe, dann komme ich nicht in Versuchung. Mit dir zu telefonieren, sage ich ihm, das ist wie Selbstmord, dann kann man sich gleich umbringen.

Weißt du, was ich mache, bevor ich dich das nächste Mal anrufe? sage ich zu ihm. Ich packe mein Krankenhausköfferchen und gehe ins Urban-Krankenhaus. Ich sage, ich bringe mich um, ihr müßt mich aufnehmen – ich geh nur schnell mal telefonieren.

Sie sah mich aufatmend an, als hätte sie etwas Großartiges zustande gebracht, und überdies mit jemand ganz anderem gesprochen.

Das sage ich zu ihm, sagte sie, einerseits hochbefriedigt, andererseits schon wieder in Unruhe und auf der Suche nach einem neuen schlagenden Argument. Ich sage ihm, erst geh ich in die Psychiatrie, und dann rufe ich dich an; ist doch logisch, oder? Dann kann er darüber nachdenken, wie er das findet, daß man vorher in die Psychiatrie gehen muß, um es hinterher aushalten zu können, daß man mit ihm telefoniert hat.

Von wem redest du eigentlich? fragte ich. Aber auch auf diese Frage bekam ich keine Antwort.

Heute mittag war ich im Tee-Salon, erzählte sie weiter, du weißt schon: TeeTeaThé, da bin ich praktisch zu Hause. Beim Bezahlen sagt der Frank zu

mir: Sie sehen so traurig aus, wäre Ihnen vielleicht mit einem Ingwerstäbchen gedient? Und dann fischte er mit der Zange aus dem großen Glas ein Ingwerstäbchen heraus, erst eins für die eine und dann noch eins für die andere Hand, und ich war getröstet, so als könnte ich zum ersten Mal weinen. Ich habe mir vorgenommen, ihn das nächste Mal in den Tee-Salon mitzunehmen, und wenn Frank mich fragt, ob ich ein Ingwerstäbchen gebrauchen könnte – denn bestimmt bin ich entsetzlich traurig –, sage ich, gern, und einen Hammer, bitte, um das Monstrum hinter mir zu erschlagen (der tut in dem Moment bestimmt schon wieder, als gehörte er nicht zu mir!). Dann zieht Frank, wie es seine Art ist, die feine Augenbraue hoch und wirft, während er mit der Silberzange hantiert, einen scharfen Blick auf ihn, nur einen einzigen Blick.

Da kann er mal sehen, wie gern mich andere haben und wie sie mich alle beschützen, setzte sie rachsüchtig hinzu.

Wer kann was sehen? fragte ich verblüfft, denn ich kriegte das mit Frank und dem Ingwerstäbchen nicht sortiert.

Aber sie antwortete nicht, hielt den Blick gesenkt und scharrte mit den Füßen.

Es macht mich kaputt, sagte sie. Es macht mich richtig fertig. Er kommt ganz dicht an mich heran – mit der Hand zeigte sie eine beträchtliche Entfernung –, und wenn ich ihn dann anfassen will, zuckt er zusammen und verzieht das Gesicht wie ein bedrohtes oder mißhandeltes Kind (oder ein beleidigter und belästigter Erwachsener). Rasch ziehe ich meine Hand zurück, worauf er einen Schritt vortritt.

So geht das immer.

Das nächste Mal, sagte sie erbittert, stelle ich ihn zur Rede. Paß auf, mein Junge, sage ich zu ihm, du spielst ein böses Spiel mit mir, ein kleines, böses Spiel. Dir gefällt es vielleicht, du findest es lustig, weil es deinem Ego schmeichelt. Aber wenn du dich selbst auch nur ein bißchen respektierst, dann kannst du es nicht billigen.

Und wenn er dann auf unschuldig tut, sage ich: Entscheide dich, entweder du bleibst weg, oder du kommst näher. Mach's, wie dir ist. Aber kein *double-bind*, ich warne dich, mein Freund. Ich könnte die Kontrolle verlieren, und es gäbe einen peinlichen Auftritt; nicht nur für mich.

Was meinst du mit »Kontrolle verlieren«? fragte ich. Willst du ihm eine kleben?

Oder ich rede freundschaftlich mit ihm, sagte sie. Ich sage ihm einfach, wie es ist. Ich sage zu ihm, du, ich habe mich verliebt. Und dann lächelt er; denn das weiß er natürlich. Aber wenn ich es selber sage, dann nehme ich ihm den Wind aus den Segeln. Ich sage: So und so ist es, ich habe mich verliebt. Ich

sage: Es ist eben so, ich habe kein Problem damit. Aber wenn du mir zu nahe kommst, sage ich, dann muß ich dich anfassen, also, das geschieht ganz automatisch. Wenn du eine gewisse Entfernung unterschreitest – und eine gewisse Nähe erzwingst, jawohl! –, dann kriege ich ein Problem. Und deshalb möchte ich dich bitten, unterschreite diese Entfernung nur dann, wenn du auch angefaßt werden möchtest.

Also, wenn du angefaßt werden willst, dann unterschreite sie, und wenn du nicht angefaßt werden willst, nicht.

Sie schüttelte sich, als wollte sich ihrer eine fremde Nähe bemächtigen.

Vor soviel Tapferkeit, sagte sie, muß er doch einfach kapitulieren.

Sie war mir noch nie so winzig vorgekommen.

Durch die Schaufensterscheiben des Xenzi fiel Licht, aber wir standen im Finstern. E., im schwarzen Mäntelchen, die dunkle Kapuze auf dem hellen Kopf, starrte auf den Boden; sie sprach so hastig, daß es ein Wunder war, wenn ich sie überhaupt verstand.

Komm auf einen Kaffee mit rein, sagte ich und faßte sie um die Schulter. Sie ließ sich widerstandslos führen.

Es war den Jungs nicht anzumerken, ob sie E. gerade erst gesehen hatten oder nicht. Ungerührt brachten sie die Karte.

Unter den beiden altmodischen Kronleuchtern sah E. blaß und mager aus, wie jemand, der geweint oder sich durch strömenden Regen gekämpft hat. Aber sie erholte sich zusehends, nachdem sie sich an die Helligkeit gewöhnt hatte und aus ihren Halluzinationen aufgetaucht war, in denen sie eine Realität bearbeitete, die es nicht gab, unermüdlich Situationen konstruierend, in denen das Unmögliche alltäglich wurde, in allem Ernst bemüht, sie wirklichkeitsfähig zu machen, an ihnen herumschneidend, solange bis die Wirklichkeit nicht länger in sie hinein-, sondern aus ihnen herausah und auch ein kritischer Mensch wie sie getäuscht werden konnte – das war Knochenarbeit sozusagen, Plackerei vom feinsten!

Sie betrachtete mich von oben bis unten.

Weißt du, daß du auf dem besten Weg bist, eine lesbische Schönheit zu werden? fragte sie lächelnd.

Ich spürte, daß ich rot wurde.

Nein, wieso, sagte ich.

Ich hatte bekanntermaßen nichts mit Frauen, stand auch der Tatsache skeptisch gegenüber, daß Lesben überall wie Pilze aus dem Boden schossen, und hielt die Liebe von Frauen zu Frauen für eine Frage des Entschlusses und der Mode.

Sie betrachtete mich mit der Ausdauer, mit der sie bestimmt auch ihn ansah,

den sie ja nur mit ihren Augen lieben konnte und nicht leichtfertig analysieren durfte, den sie immer wieder neu zusammensetzen mußte; sonst hätte es ihn nämlich nicht gegeben!

Ich fühlte mich auf wunderbare Weise zusammengesetzt.

Deine Schultern sind da, wo sie hingehören, sagte sie lächelnd. Du ziehst sie nicht hoch.

Und was wäre daran lesbisch? fragte ich, obwohl ich sofort verstanden hatte, was sie meinte.

Du existierst für dich, sagte sie, nicht durch einen andern. Man erkennt sofort, daß du nicht von unsichtbaren Fäden bewegt und gehalten wirst; daß du dich selbst hältst!

Das kommt vom Sport, sagte ich bescheiden.

Egal, wovon, sagte sie. Es gibt keinen Puppenspieler hinter der Bühne und keinen lieben Gott über dir. Niemand blickt dir über die Schulter.

Es fehlt dir an Reflexbereitschaft, verstehst du? Du zappelst an keiner Angel. Sie lachte.

Du bist nicht auf dem Quivive, sagte sie. Man kann dich in Ruhe ansehen.

Sie sah mich beinahe zärtlich an, aber ich hatte das verdammte Gefühl, wenn sie dabei auch an keinen andern dachte, so war die Zärtlichkeit doch in ihr, und sie mußte sie anwenden.

Du bist einfach Jutta, setzte sie abschließend hinzu.

Und das willst du alles an meinen Schultern erkennen? fragte ich verwirrt.

Dein Hals, fuhr sie lächelnd fort, wächst aus deinen Schultern heraus. Er baut sich aus Muskeln und Sehnen auf, nicht aus übereinander gestapelten Klötzen. Er bewegt sich natürlich; er hält sich. Er hat keine Angst umzukippen, und vor allem hat er keine Angst, daß der Kopf herunterfällt.

Im Grunde, setzte sie hinzu, und es kam mir vor, als vertraute sie mir ein Geheimnis an, ist deinem Hals der Kopf gar nicht so wichtig.

Und das soll lesbisch sein? fragte ich wieder.

Sie nickte bedeutsam.

Und jetzt die Fresse, sagte ich, plötzlich erheitert: das Gesicht! Komm, E., spuck's aus, du hast doch noch was in petto!

Auf dem hochlehnigen Polsterstuhl mit der roten Sitzfläche, auf dem man unmöglich sitzen konnte, saß E. in tadelloser Haltung; reglos, dabei alles andere als starr oder benommen, nichts weniger als verkrampft; die Hände im Schoß geborgen; Knie deckte Knie. Die hitzigen Gefühle schienen eingeschlummert, der vagabundierende Verstand völlig zur Ruhe gebracht. Sie betrachtete mich, als sähe sie in einen Spiegel.

Du bist mager geworden, Jutta, sagte sie, du hast dich verändert.
Das stimmte.
Du bist dir selber fremd geworden und für mich neu.
Sie sah mich aufmerksam an, damit ihr nichts von dem Neuen entging.
Oder ich habe dich früher nicht richtig gewürdigt, setzte sie entschuldigend hinzu.
Ich schüttelte den Kopf. Sie hatte ja recht. Aber daß man es sah, wunderte mich trotzdem.
Was hast du erlebt, Jutta?
Ich bin mir fremd, sagte ich ratlos. Ich, Jutta, die immer weiß, was sie will, bin mir völlig fremd!
So wie ich mich fühle, müßte mein Gesicht wie ein Schlachtfeld aussehen, sagte ich.
E. lächelte.
Dein Gesicht hat sich im Gegenteil gesammelt, sagte sie, es hat sich befreit. Es hat sich von dir befreit. Es hat sich von dir abgewendet. Es hat die Sekretärsstelle gekündigt, die es bei dir innehatte, die Chronistenstelle. Es hat aufgehört, dein Spiegel und Buchhalter zu sein, das Archiv deiner Befindlichkeiten und deiner lächerlichen Bedürfnisse. Es hat sich seinem eigentlichen Thema zugewendet – sich selbst. Es arbeitet nicht mehr für dich, es arbeitet jetzt auf eigene Rechnung. Es geht der Frage nach: Was ist ein Gesicht?
Es geht dieser Frage ganz pragmatisch nach, mit Hammer und Meißel sozusagen. Es modelliert sich. Es bringt sich hervor.
In dem Moment, wo du es nur als Schlachtfeld bezeichnen kannst, ist es mit der Hervorbringung seiner selbst als Gesicht beschäftigt. Von jeder Wirrnis entfernt, ist es von geradezu überirdischer Klarheit.
Von geradezu überirdischer Deutlichkeit.
Sie lachte, gar nicht verlegen.
Himmel, Jutta, ist dein Gesicht mir fremd! Nur Knochen! Nur Gerüst!
Keine Haut? fragte ich empört; denn tatsächlich spannte mein Gesicht schon morgens beim Aufwachen.
Jedenfalls keine Polster.
Keine Seele?
Dein Gesicht bringt eben nicht dich, sondern du bringst ein Gesicht hervor, sagte E. ungeduldig!
Und was soll daran lesbisch sein?
Nenn es, wie du willst, ich nenne es lesbisch.
Aber du mußt einen Grund haben, sagte ich. Oder du hast dich in mein

Gesicht verliebt. Du weißt im Moment eben nicht, wohin mit der Liebe.

Ich nenne es lesbisch, wiederholte sie. Es ist die Abkehr von der Person, die Hinwendung zum Wesen. *Hetero* ist für mich das Spiel der Personen, das ewige Liebesspiel. Es hat den heroischen Sinn, die fragile Illusion der Person zu erhalten; sonst hat es keinen. *Homo* bedeutet für mich die Verschiebung der Aufmerksamkeit von der Person auf das Wesen; versteh mich recht: das Wesen wird aufmerksam. Das geschieht natürlich unbemerkt, denn jeder Mensch ist mit sich selbst beschäftigt, zumal denken alle das von den Lesben. Aber manchmal merkt man es doch, ich, zum Beispiel, an deinem Gesicht.

Und bevor ich meine Frage wiederholen konnte:

Jutta, lesbisch ist, wenn das Gegenüber nicht eine andere Person ist, sondern man selbst als ein anderer oder als Gegenstand, das heißt zum Beispiel als Stirn oder als Gesicht oder als Brustbild. Ist doch ganz einfach!

Ich überhörte die Kritik.

Und *hetero*, ergänzte ich, wäre demnach, wenn man, geblendet von der Andersheit einer anderen Person, nicht zu seinem eigenen Wesen oder Gegenstand kommt.

Sie nickte.

Es ist was los in deinem Kopf, sagte ich. Richtig viel Trubel!

Sie nickte und wirkte mit einem Mal müde. Winzig und kolossal müde.

Und schon wieder gehetzt.

Da siehst du, wie ich den Tag verbringe, sagte sie; wofür ich meine Kräfte verbrauche. Ich suche nach Lösungen, ich bin dem Ausweg auf der Spur. Ich suche den Notausgang. Ich stelle mir vor, wie es wäre, wenn ich gerettet würde. Ich konstruiere die dazu notwendige Situation. Ich erfinde die Situation, die es möglich macht, daß ich gerettet werde, die es logisch macht, die Situation, aus der Rettung so folgt wie *b* aus *a*; so wie die Wetterberuhigung aus den Gesetzen des Unwetters; wie die »Atemzüge eines Sommertags« erfolgen – du weißt doch noch: Musil.

Oder, sie lachte verlegen, wie ein guter Orgasmus; der sich *ergibt*.

Tag und Nacht konstruiere ich an solchen Situationen herum, erfinde mir Momente des Glücks, in denen die Zeit stillsteht, ein wortloses Einverständnis, eine kindliche Zutraulichkeit, eine Geste, die alle Zweideutigkeit hinter sich gelassen hat, ein formelles Geständnis, ein für die Ewigkeit geltender Schwur, mit soviel Selbstverständlichkeit ausgesprochen, als wäre es eine Bemerkung zum Wetter: »... und deshalb liebe ich dich« oder »weil«. Dann wieder einen guten Grund, der gegen Kritik immun ist, aller Beckmesserei standhält, der die Wirkung in sich enthält, einen tragenden Grund. Ich konstruiere eine ganze Serie guter Gründe. Ich konstruiere, bis ich nicht mehr kann. Dann halte ich

inne und betrachte das Resultat. Ich freue mich über mein Werk, so als wäre es beendet, ich freue mich über meine Lösungen. Und je mehr ich mich freue, desto weniger begreife ich, warum sie nicht wirklich sind; wahr, ja, schließlich habe ich sie systematisch erarbeitet, nach allen Regeln der Kunst konstruiert, aber nicht wirklich. Ich rege mich auf. Ich komme nicht darüber hinweg, daß es etwas gibt, was wahr ist, aber nicht wirklich sein soll. Ich bin privat verzweifelt und philosophisch erschüttert, und ich bin natürlich auch müde. Müde von der Konstruktion echten Glücks, wirklichkeitsgetreuer Einbildungen!

Wahrhaftig, Jutta, in meinem Kopf geht es drunter und drüber.

Während sie so redete, strahlte E. eine vollkommene körperliche Ruhe aus, um die ich sie trotz allem nur beneiden konnte. Tatsächlich wirkte sie entkrampft, im Frieden mit sich selbst, nicht gebannt in die Schrecken, von denen sie berichtete. Ich fühlte mich fragmentiert, aber E. war wunderbar beieinander.

Ich bin k. o., sagte sie, außer Atem von der Anstrengung, Ruhe ins Spiel zu bringen, eine friedvolle Szene zu zimmern. Ich kriege nie genug Luft!

Das sagte sie wieder mit einer so perfekten Ruhe und einem so sparsamen Körpereinsatz, daß es mir vorkam, als hätte ihr Geist sich vom Körper vollkommen befreit – oder vielmehr umgekehrt; oder aber als wäre ich Opfer einer höheren Intrige.

Mein Verstand wirbelt, sagte sie gelassen. *Brainstorming* als Dauerfunktion. Ich kann den Suchbefehl für die einfachen Lösungen nicht löschen.

Ich bin müde, Jutta, sagte sie mit einer Miene, aus der jeglicher Streß gewichen war, und bei aller Verwirrung meinte ich zu spüren, daß ich mich in diesem Gesicht spiegelte, obwohl ich weit davon entfernt war, die Heiterkeit und Ruhe zu empfinden, die sie womöglich von mir borgte.

Ich bin müde, wiederholte sie, zu erschöpft, um mich noch länger zu beruhigen. Es ist mir zu anstrengend. Weißt du, es geht einfach über meine Kräfte. Ich bin auch das ewige Wollen leid, diesen gigantischen Aufwand, wenn etwas Handfestes dabei herauskommen soll. Ich bin das Verhältnis von Aufwand und Ergebnis leid; dieses Verhältnis von echtem, gedanklichem Aufwand und unechtem, halluziniertem Resultat!

Mich interessiert auch das Glück nicht mehr, Jutta. Ich bin seiner überdrüssig geworden. Es ist für mich ein Synonym für Halluzination, also gar nichts, ein Symptom für den Bruch mit allem, was irgendwie normal oder real wäre. Ich möchte weinen, wenn ich bloß das Wörtchen Glück denke, weil es soviel kostet, es zu denken, und weil es gar nichts bedeutet; weil ich mich hinterher noch armseliger befinde als vorher.

Am Ende, wenn ich mich total verausgabt habe, reicht die Kraft nicht mal

für Bilder; ich ergehe mich bloß noch in Formeln. Seltsamerweise finde ich sie schön; je trivialer, desto schöner. Und je billiger, desto realer. So armselig sie sind, ich finde sie reicher als die Bilder.

Dabei hatte ich so sehr auf die Kraft der Bilder gesetzt.

Verdammt, Jutta, bin ich am Ende.

Aber auch dieses Gefühl, setzte sie resigniert hinzu – und zum ersten Mal glaubte ich ihr die Müdigkeit –, das Gefühl der Verausgabung kommt mir noch vor wie ein Bestandteil der Halluzination. Wenn man es genau nimmt, ist der Kraftakt simuliert, er bezieht sich auf nichts. Das Glück aber, wenn es zustande käme, wäre echt.

Es wäre sicher ganz anders, als du es dir vorgestellt hast.

Sie lachte.

Totaliter aliter, sagte sie. Aber echt.

(14) ARIS ERZÄHLT

Es hatte geklingelt, aber sie rührte sich nicht, obwohl bereits die nächsten hereinströmten und sie selbst in den fünften Stock mußte, und wir waren im zweiten. Sie hatte es montags immer eilig und war schon im vorhinein deprimiert, weil sie wußte, daß sie es nicht schaffen konnte. Aber jetzt blieb sie einfach sitzen und ließ die Schüler an sich vorüberziehen, die einen hinaus, die andern hinein. Obwohl ich auch Unterricht hatte, blieb ich einen Moment bei ihr stehen und redete, ich weiß nicht, vom Wetter.

E. räusperte sich; das Leben kehrte in sie zurück. Sie packte die Bücher auf einen Stapel und tat die Kreide ins Kästchen.

Was war denn vorhin, fragte ich; denn ich hatte es nicht mitgekriegt.

Sie schwankte, ob sie es abtun sollte, fuhr mit den Händen über die Bücher, schichtete die Kurshefte schnittkantengenau übereinander – auf der Suche nach dem richtigen, räumte sie sie sämtlich aus dem Rucksack –, blies den Kreidestaub vom obersten herunter, richtete ein Eselsohr auf und entschied sich dann doch zum Reden.

Anna-Lena hat mir Faschismus unterstellt, sagte sie wütend; Antisemitismus, wenn Sie's genau wissen wollen, und das mir!

Wann, fragte ich verduzt.

Wie immer hinterher, gerade eben, beim Rausgehen. Sie hat's mir praktisch ins Ohr geflüstert, und dann war sie weg. Ich konnte gar nichts erwidern.

Jetzt ist mir übel, sagte sie.

Aber wir haben doch gar nicht über Politik geredet, sagte ich und versuchte vergeblich, mich zu erinnern.

Nein, sagte sie, aber Anna-Lena hat's an »untrüglichen Zeichen« erkannt.

Es ist das erste Mal, setzte sie hinzu, daß mich ein intellektueller Streit in der Schule einholt. Das ist ein Schock. Lieber wäre es mir, hinten säße der Verfassungsschutz.

Sie lachte.

Das ist eine alte Lieblingsvorstellung von mir, wenn ich mich unbedingt als Opfer sehen wollte. Ich stellte mir vor, ich rede mich um Kopf und Kragen, ihr kennt das ja, und hinten sitzt einer und schreibt mit. Ich fand den Gedanken schrecklich.

Sie müssen sich wehren, sagte ich. Sie brauchen das nicht auf sich sitzen zu lassen. Anna-Lena soll in der nächsten Stunde erklären, was sie gemeint hat, und Sie sagen was dazu.

Ach, Aris, sagte sie, Schule ist anders. Schüler sind keine Intellektuellen, Gott sei Dank. Sie haben immer recht. Sie haben dasselbe Recht, etwas Falsches wie etwas Richtiges zu sagen, und die allgemeinen Regeln, daß man für seine Meinung einstehen muß, gelten für sie nicht. Sie genießen absolute Nachsicht, selbst wenn das, was sie sagen, gar nicht von ihnen stammt und sie es bloß kolportieren. Aber wenn es mir ins Ohr geflüstert wird, dann ist es für mich wie eine Botschaft von draußen, sagen wir ruhig: eine Drohung. Zugleich ist da eine innere Stimme, die sagt, so und so bist du, nämlich antisemitisch.

Mir ist schlecht, sagte sie, und ich muß nach oben.

Sie packte jetzt ernstlich ihren Krempel zusammen.

Vielen Dank, daß du mit mir geredet hast, Aris, sagte sie, ins Du fallend, und ich war ganz zufrieden mit mir und fühlte mich richtig gut.

Ich habe gestern einen Unfall gebaut, erzählte ich ihr im Hinausgehen. Ausgerechnet beim Einparken. Ich dachte, ich hätte den Rückwärtsgang drin. Unser Auto hat 'ne Menge abgekriegt; mehr als das andere. Heute nacht habe ich deswegen kaum geschlafen. Ich habe versucht zu verstehen, wie es passieren konnte. Das Auto gehört meiner Mutter. Sie läßt mich damit fahren, aber sie hat mich immer gewarnt. Sie weiß, daß ich manchmal nervös bin.

Sie wird es verstehen, sagte sie. Einmal muß es passieren. Solange niemand zu Schaden kommt!

Das hatte meine Mutter auch gesagt.

Ich sah das natürlich genauso. Aber wenn ich so »nervös« war, daß ich schon beim Einparken einen Unfall baute, was konnte ich noch alles anstellen, und wie gefährlich war ich für meine Mitmenschen?

Meine Mutter wußte, warum ich nicht geschlafen hatte, und E., schien mir, wußte es auch.

Mit Thermoskanne, Büchern und Tasche beladen, das famose Kreidekästchen unter den Arm geklemmt, hielt sie mir die Tür auf. Wenn sie die Sachen sowieso gleich wieder auspacken mußte, packte sie sie gar nicht erst ein, hatte sie einmal erklärt, und sie konnte sie stundenlang balancieren.

Eine beschädigte Stoßstange ist keine Einstiegsdroge für Unfälle mit Personenschaden, Aris, und kein Beweis dafür, daß man nicht richtig tickt. Ich würde dir jederzeit mein Auto leihen.

Sie konnte meine Gedanken lesen, aber ich ihre auch.

Einmal redeten wir im Kurs über Arbeitsrhythmen und Zukunftsperspektiven. Wir hatten den schriftlichen Teil unserer Prüfungen hinter uns, wußten noch nicht, wie wir abgeschnitten hatten und waren einen magischen Augenblick lang nicht nur ausgepowert und müde, sondern auch hellwach, Herr über die Zukunft, (Geschichts-)Philosophen.

Yannick platzte vor Energie, war in Gedanken schon bei seinen Gedenkstätten in Polen und hätte vorher am liebsten noch Jiddisch gelernt. Von ihm stammte auch die Idee, E. zur Gründung einer Arbeitsgruppe zu überreden, damit nach der mündlichen Prüfung nicht alles zu Ende war und wir endlich in Ruhe unsere Gedanken formulieren konnten; denn es ging uns allerhand durch den Kopf, und wir kamen immer nicht dazu, es zu äußern. Im Moment ging uns sogar richtig viel durch den Kopf. Wir hatten mehr gepaukt, als für die Klausuren erforderlich war, wenn auch vielleicht nicht das Richtige. Jedenfalls hatten wir das Gelernte nicht so recht verwenden können; es steckte in uns drin und wartete noch auf seine Stunde. Wir hatten Dinge leisten müssen, die eher mit unsern Prüfern und ihren Interessen als mit der Prüfung und uns zu tun hatten, und waren gleichzeitig erschöpft und unzufrieden, überanstrengt und wie in den Startlöchern, hungrig.

Die Bewährung war längst vorbei, aber wir waren immer noch aufgeregt. Obwohl die Prüfung uns in jedem Augenblick, bei jedem Gedanken in die Quere gekommen war und uns gebremst und gequält hatte, empfanden wir sie jetzt als unerhörte Chance, so als wären wir, einmal im Leben wenigstens, reine Energie gewesen, Brennstoff für alles mögliche. Wir wollten brennen!

Ich träumte bereits von Griechenland, von Himmel und Meer, den lieben langen Sommer lang, von endlosen Gesprächen mit meinem Großvater, von einem Leben voller Muße.

Trotzdem, oder weil ich soviel an die Muße dachte, war ich nervös. Mir war alles zuviel. Ich mußte ständig Musik hören. Und mir ging allerlei durch den

Kopf. Ich *spürte*, daß es grummelte. Das ist jetzt gar nicht so leicht auszudrücken: Ich wollte dem, was da in mir grummelte, auf den Grund gehen. Ich fand, jetzt, wo die Schule zu Ende ging, war der richtige Zeitpunkt, um für meine Gedanken die Verantwortung zu übernehmen. Ich wollte nicht mehr nur Musik hören. Ich wollte ernsthaft etwas überlegen.

Ich hatte mir bei E. unsterbliche Verdienste erworben, weil ich in eine hitzige Debatte über Lebensgestaltung und Selbstverwirklichung den Gesichtspunkt der Ruhe eingebracht hatte, genauer gesagt des Ruhens.

Man muß auch ruhen können, hatte ich gesagt.

Die andern hatten mich angesehen, als hätten sie das Wort noch nie gehört. E. war wie elektrisiert.

Dabei hatte ich bloß »man muß auch ruhen können« gesagt.

Und da keiner etwas erwiderte, setzte ich, um die Lücke zu füllen, hinzu: Das ist wichtig.

Mag sein, daß ich dabei in den feierlichen Ton meines Großvaters gefallen bin; denn die andern lachten. Ich habe auch gar nichts weiter erklärt. Selbstverständlichkeiten haben kein Warum, sie verstehen sich von selbst. Man muß nur gelegentlich an sie erinnert werden, damit man sie nicht vergißt.

Mein Großvater hätte gesagt, je wichtiger die Dinge, desto leichter vergißt man sie. (Er hätte sie nie vergessen, aber das nur nebenbei. Unter uns: er ruhte immerzu. Er meinte, wenn es so weit gediehen war, daß man sie vergessen konnte, dann waren sie auch schon so gut wie vergessen. Er betrachtete uns mit Mißtrauen und Freude, wenn wir zu Besuch kamen; nach Hause, wie er sagte. Und er redete viel mit mir.)

Daß man gelegentlich ausruhen muß, ist so eine Sache, die sich leicht vergißt.

»Gelegentlich« meint: wenn man sich angestrengt hat, zum Beispiel.

Yannick strahlte über sein ganzes Christusgesicht. Vielleicht standen wir uns deshalb so nahe, weil er anders lebte als ich, immer aus dem vollen. Er ruhte nie. Er platzte vor Energie. Daß er seine Geburt überlebt hatte, galt als ein Wunder, und für ein Wunder hielt er das Leben in jeder einzelnen Minute. Am liebsten hätte er noch rasch an den Paralympics teilgenommen, bevor er nach Polen entschwand, als Mittelstreckenläufer, wozu er sich im täglichen Kampf gegen das Zuspätkommen ausgebildet hatte, gegen seinen Hang zum Larifari, seine Sorglosigkeit und Schusseligkeit. Es war berühmt und berüchtigt, wie er um die Straßenecken düste.

Ich könnte nicht eine Sekunde verschwenden, erklärte er. Am liebsten täte ich alles auf einmal.

E. hatte sich eingemischt.

Im Deutschen kennt man das Wort ›ruhen‹ im Grunde nicht, sagte sie. ›Ruhen‹, das ist für die Toten. Wir reden von ›ausruhen‹. Aber ›ausruhen‹ ist eigentlich immer ›sich ausruhen‹. Sogar in der Ruhe sind wir Subjekt, schlafender Produzent von allem möglichen, auf der andern Seite abgeschnitten von dem, was unterdessen weitergeht, was wir nicht abstellen oder anhalten, wovon wir nur eine Auszeit nehmen können. Wir haben uns die Ruhe verdient, aber es ist auch gefährlich; ›aus‹, das werdet ihr feststellen, sobald ihr auch nur ein wenig darüber nachdenkt, ist ein fatales Wort, wegen der Zuordnung. Wer weiß, zum Beispiel, ob wir später, wenn wir uns wieder einklinken wollen, nicht längst entbehrlich sind. Auch deshalb ist jede Ruhe eine Option auf Unruhe, nicht nur weil sie eine Vorbereitung auf Großes ist, wenn wir, die Herren der Schöpfung, wieder in die Geschichte eintreten, sondern wegen der Angst, die in der Ruhe entsteht.

Sie lächelte.

Ich glaube, das ist nicht dasselbe wie das, was Aris gemeint hat.

Ich schüttelte den Kopf.

Aber auch in ›ausruhen‹ steckt Ruhe, sagte ich, stolz, gefragt zu werden. Die Ruhe ist der Kern, das andere nur Optik und Perspektive. (Leistungskurs Physik!)

Ruhen ist objektiv, belehrte sie mich, ausruhen subjektiv.

Die Deutschen, wenn ich das mal so formulieren darf, sagte sie – sie sprach öfter von ›den Deutschen‹, und immer unter Vorbehalt, aber sie konnte es nicht lassen, und wir, die wir von wer weiß woher kamen, fühlten uns zugleich entlastet und repräsentiert, andererseits unnötig aufgestachelt. Sie sagte also, die Deutschen haben kein Vertrauen, daß der objektive Zustand auch für sie subjektive Wesen ist, daß er sie ein- und nicht ausschließt. Sie müssen Subjekt sein, meinen sie, sonst sind sie nicht. ›Ruhen‹, meinen sie, das ist etwas für alles andere, was ohnehin da, dessen Existenz gesichert ist, nur nicht für sie. Wenn das Fremde in ihnen Platz greift, Krankheit zum Beispiel, Bazillen, dann verordnen sie sich Ruhe, damit der Körper, der zur Heimstatt für Fremdes geworden ist, einerseits aus dem Schußfeld, andererseits, während er sich totstellt, zu Kräften kommt, so daß er irgendwann in der Lage ist, die ungebetenen Gäste wieder vor die Tür zu setzen. Wie gesagt, auch die Toten ruhen. Sie ruhen nicht aus, sie haben ja nichts mehr vor. Sie verkörpern den Zustand dessen, der nichts mehr vorhat, den unvergänglichen Zustand des Totseins. Auch alte Leute ruhen. Für einen bestimmten Teil des Tages haben sie nichts mehr vor, sind sie im Grunde schon tot, oder sie sparen ihre Kräfte für den Rest, gehen im Grunde geradezu

strategisch vor; man kann es so und so sehen. Auch Kinder läßt man ruhen, wenn der Tag für sie noch zu lang ist (und damit sie sich in jene geheimnisvolle Kraftmaschine verwandeln können, die über sich hinauszugehen, ihr eigener Antrieb und ihr eigener Produzent zu sein vermag, das Wunder ›Mensch‹ eben). Wenn man ihnen beim Schlafen zusieht, hat man ebensogut den Eindruck der totalen Hingabe an die Ruhe wie den einer geheimnisvollen Aktivität, so als pumpten sie Kraft, bereiteten sich auf den Sprung vor, der sie über alles Lebendige hinausheben und von allem Lebendigen isolieren wird.

Es hängt davon ab, wie man selbst drauf ist, setzte sie nachdenklich hinzu.

Ein Schweigen entstand. Das Thema war zu Ende. Gleich würde es klingeln. Wir konnten ebensogut einpacken.

Felder ruhen, sagte E.; es klang als hätte sie für sich allein weitergedacht.

Der Acker ruht, sagte sie.

Ich danke Ihnen, Aris, daß Sie das mit der Ruhe gesagt haben, sagte sie zu Beginn der nächsten Stunde. Ich hätte das nicht sagen können. Obwohl ich schon lange nicht mehr religiös bin, denke ich nach wie vor an Gott; ich denke ihn mir nicht wie einen Richter, aber wie einen Zeitnehmer. Was hast du mit deiner Lebenszeit gemacht, fragt er mich, kaum daß ich gestorben bin – immer in Eile, keuche ich die Stufen zu ihm hinauf, und er blickt stirnrunzelnd auf die Stoppuhr.

Ich habe mich beeilt, sagte einer von uns mit ihrer Stimme, und wir lachten.

Da reicht es nicht, daß ich sage, ich habe mein Bestes gegeben. Es genügt einfach nicht. Ich muß sagen können, ich habe es *ununterbrochen* versucht. Und selbst dann kann es sein, daß es nicht reicht, weil es nicht *ununterbrochen genug* war!

Von hier gibt es übrigens interessante Ausblicke auf die Zeit, nicht auf ihre quantitativen, sondern auf ihre qualitativen Merkmale.

Sie machte das am liebsten, die letzte Stunde am Beginn der nächsten fortsetzen; so ging sie mit der Zeit um. Sie tat, als wäre die Unterbrechung nichts als eine Abwechslung, eine Änderung in Tempo und Betonung, im Rhythmus, zu nichts anderem gut, als um in den Ablauf ein wenig Relief zu bringen, oder immerhin dazu, den steten Fluß durch eine Erinnerungsschleife aufzuhalten. Wenn wir uns dann nicht erinnerten, weil wir am Wochenende zu sehr gefeiert oder uns auf die Matheklausur vorbereitet hatten, vielleicht auch, weil wir den Unterricht zwar mittragen, aber den Zusammenhang davon nicht ablösen konnten, knirschte es ordentlich. Es gab eine kleine Sinnkrise, und wir, weil wir uns eben nicht erinnerten, konnten ihr nicht dabei behilflich sein, sie zu überwinden, ihr lediglich unsere freundliche Anteilnahme bezeugen, so lange,

bis sie es allein geschafft hatte und wir gemeinsam fortfahren konnten. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte es überhaupt kein Ende und keinen Anfang gegeben. Sie haßte zum Beispiel Einführungsstunden, obwohl sie andererseits das Grundsätzliche liebte, das Elementare, die Prinzipien. Zum Anfang muß man zurück, erklärte sie einmal, man kann nicht mit ihm anfangen, und deshalb verhedderte sie sich auch regelmäßig bei der Vorstellung des Themas, manchmal hatte ich das Gefühl geradezu mit Absicht, um den Eindruck, den wir sonst unvermeidlich aus der ersten Stunde mitgenommen hätten, daß alles ganz einfach war, durch die Art ihres Vortrags zunichte zu machen. Sobald sie dagegen auf die letzte Stunde zurückkommen konnte, glitt sie mühelos in die nächste.

Am Ende dieser Stunde, in der mir sozusagen die Ehre des Anschlusses zuteil geworden war, faßte ich mir ein Herz und fragte sie, ob sie nach der mündlichen Prüfung noch ein bißchen mit uns weiterarbeiten würde, mit Yannick und mir.

Es geht mir soviel durch den Kopf, sagte ich, und Yannick auch. Außerdem wäre es schade.

Sie lächelte.

Yannick kriegt noch einen Kuß, sagte sie verträumt.

Das war eine andere Geschichte.

Wollen Sie nun mit uns arbeiten? fragte ich ungeduldig.

Wenn die Großen gehen, sagte sie, dann soll man nicht klammern. Man soll sie gehen lassen, damit der Kopf frei wird für die Kleinen.

Ich dachte an meinen Bruder, der in diesem Jahr auf die Schule kommen sollte. Hatte sich was mit den Kleinen!

Man darf ruhig traurig sein, wenn einen die Alten verlassen, fuhr sie fort, das schafft ein günstiges Klima für die Neuen. Man braucht sie schon, man weiß es bloß noch nicht. Man hält nichts von ihnen; was soll man auch von ihnen halten, man kennt sie ja nicht. Man sieht sie nur undeutlich. Sie wirken schlecht konturiert, blaß, um nicht zu sagen flach. Unreifer kommen sie einem vor, als jemals einer von euch gewesen ist. Findet ihr nicht auch, daß sie jedes Jahr kleiner werden? fragt man im Lehrerzimmer. Kurz, man kennt sie noch nicht und ist schon enttäuscht. Aber in dem Moment, wo die Enttäuschung in einem zu arbeiten beginnt, fängt man an, die Alten zu vergessen.

So soll es sein, sagte sie. Das ist der korrekte Gang. Die Enttäuschung ist ebenso erwünscht wie die Trauer. Und am Ende sagt man in aller Wahrhaftigkeit: Ihr seid die Nettesten gewesen – und hat kein bißchen das Gefühl, mit gespaltener Zunge zu reden, nicht die Spur eines schlechten Gewissens.

Ich mag das, sagte sie, wenn immer alles anders kommt, als man denkt, und

man kann sich darauf verlassen. Aber diesmal fällt es mir wirklich schwer – sie blinzelte, als wollte sie mir zu verstehen geben, daß auch das dazugehörte –, und außerdem stehe ich bei euch in der Kreide.

Ich wußte sofort, woran sie dachte.

Das war ein richtiger Wolkenbruch, damals, sagte ich anerkennend. Der hat den Himmel blank geputzt. Ein griechischer Himmel war das hinterher.

Wir hatten im Café noch endlos geflachat und gelacht.

Ihr habt mich immer getröstet, sagte sie. Sie sah geradezu bestürzt aus, als sie das sagte. So als schaute sie auf die letzten Monate zurück und wunderte sich über das Ausmaß ihres Unglücks.

Ich brauchte euch bloß zu sehen und war getröstet. Ich wußte wieder, daß nicht die Welt schief und krumm ist, sondern daß bloß ich unglücklich bin. Die Stunde fing an, und ich sah die Dinge, wie sie sind.

Ihr habt mich gerettet, sagte sie und mußte selber lachen, so bestimmt klang das.

Ihr habt mich mehrfach gerettet.

Wir kriegen die Medaille für Mehrfach-Retter, sagte ich.

Sie sah schon wieder ganz vergnügt drein. Mir kam es vor, als stolchte sie in ihren Erinnerungen herum; sie lächelte, dabei handelten sie von Krisen und Tränen. Auch ich hatte die letzte Zeit besonders intensiv erlebt, und auch sie hatte mich immer getröstet, oder sagen wir eher beruhigt: wenn ich im Flur auf dem Boden gesessen und sogar noch in der Fünf-Minuten-Pause Musik gehört hatte, manchmal schon vor acht; wenn mir alles zuviel war, noch bevor es angefangen hatte. Sie lächelte mich an, und ich nahm den Kopfhörer ab, sagte »guten Tag« und »wie geht's«. Danach konnte ich mich mit den andern unterhalten (oder ich setzte den Kopfhörer eben wieder auf).

Ich erinnerte mich an diese Zeit wie an einen ewigen Augenblick, und mir dämmerte, daß sie vorbei war.

Dann treffen wir uns in Zukunft eben außerhalb der Schule, sagte ich.

Sie nickte.

Es ist ein Fehler, sagte sie. Aber schließlich sollen ja die Schüler ihre Lehrer verlassen, nicht die Lehrer ihre Schüler, und diese Regel geht vor.

Wir werden also weitermachen, und ich werde es geduldig abwarten, daß ihr mich verlaßt.

Die schönsten Erinnerungen, sagte E. einmal – es war kurz vor den Weihnachtsferien, und wir hatten über Silvester geredet –, sind traurig, und deshalb sollten wir die traurigen Ereignisse nicht scheuen, sonst bekommen wir keine schönen Erinnerungen.

Auf ihre unnachahmliche Weise war sie beim Reden immer winziger geworden. Sie hatte so eine Technik, wenn sie uns etwas Wichtiges mitteilen wollte: es uns quasi zu übergeben und gleichzeitig dahinter zu verschwinden.

Sie erklärte uns, daß eine schöne Erinnerung eine deutliche und eine unschöne eine blasse Erinnerung ist. Es kam ihr darauf an, uns mit der formalen ›Schlagseite‹ unserer substantiellsten Empfindungen bekanntzumachen. Sie bezweckte etwas damit, ich glaube, es hatte mit unserer Selbständigkeit, mit unserer inneren Mündigkeit zu tun. Ich formulierte das einmal als Verdacht, und sie widersprach jedenfalls nicht. Aber ich weiß nicht, ob sie mich verstanden hatte; denn das hatte ich mir von ihr abgesehen, daß ich, wenn mir etwas wichtig war, immer besonders konfus redete, vor lauter Ansetzen und Abbrechen beinahe stotterte.

Daß Schönheit nicht nur eine formale Qualität ist, eine Seite oder eine Zutat, sondern auf eine Verschiebung der Gewichte deutet, eine Hinwendung zum Formalen, eine Ausrichtung an dessen Gesetzen und Interessen, war eine ihrer Lieblingsideen, und sie kam immer wieder darauf zurück. Ich vermute, sie hatte sie für sich selbst nicht klar, und was einem nicht klar ist, das erklärt man nun einmal nicht besonders gut, dafür mit Hingabe. Kam hinzu, daß sie gleichsam nach der endgültigen Erklärung, der abschließenden Formulierung suchte; das Wie, meinte sie, müßte ein Exempel fürs Was sein, die Erklärung bereits eine Demonstration.

Nicht, *was* wir deutlich sehen, sondern *daß* wir es deutlich sehen, ist schön, sagte sie. *Deutlich* ist schön, und das gilt auch für Häßliches und Schreckliches. Nicht das Häßliche und Schreckliche ist schön, es deutlich zu sehen ist schön.

Das bedeutet keine Verschiebung von der Sache auf das Sicht, setzte sie hastig hinzu, so als wäre sie sich der Gefahr soeben erst bewußt geworden; das wäre eine Trivialisierung. Auf wessen Seite die Deutlichkeit gehört, auf die des Gegenstands oder die des Verstands, oder ob sie eine eigene instrumentelle Qualität ist, das ist nicht ausgemacht und die Frage hin und herzubewegen vielleicht die eigentliche Tätigkeit des Verstands. Natürlich ist Deutlichkeit seine Sache; siehe Descartes. Aber ebenso ist sie eine Sache des Gegenstands so wie unseres Blicks auf ihn, eine Frage des Sehens. Und wenn wir auch hier noch

von Verstand reden müssen (siehe Kant), so ist doch nicht zu leugnen, daß der Begriff der Deutlichkeit ein anderer geworden ist; kurz zwischen ein und demselben Begriff liegen Welten. Seit Kant ist Deutlichkeit jedenfalls nicht mehr ein Ausweis der geradezu mystischen Anwesenheit des Verstands, zugleich der Abwesenheit jeglicher störenden Empirie, sondern ein Gradmesser seiner quantitativen oder qualitativen Beteiligung an einem Gegenstand, der nicht er ist, den er vielmehr anstrebt, wohin er will. Für den Menschen, der sich seinem Verstand zuwendet, ist sie als dessen Eigenschaft definiert; *clare et distincte* denken zu wollen, lernt er bereits in der Schule. Für den Verstand, der sich dem Gegenstand zuwendet, ist sie auf ihn bezogen. Zwar ist sie immer noch durch und durch formal, aber im Dienste einer Sache, als Voraussetzung, oder aber als die berühmte Form der Sache selbst. Der ureigene Maßstab des Verstands ist daher, wieweit es ihm gelingt, den Gegenstand wahrzunehmen, ihm in vollem Umfang gerecht zu werden; dem Schrecklichen, zum Beispiel, aber auch dem Blick darauf, insofern er anderes enthält als das vorschnelle Schlußfolgern, vielleicht bloß feinere Maße, wer weiß, also auch nur Verstand, zugleich die unvergleichliche Kontur des Gegenstands, seinen inneren Umriß, und sei's als Vorgabe, regulative Idee.

Siehe Kant, sagt Rick, und wir kicherten.

Sie nickte halb befriedigt und halb enttäuscht.

Zu viele Worte, sagte sie, und kein Ende; sie wußte nicht, was sie mehr haßte. Eins haßte sie besonders: wenn der Anfang einfach und einleuchtend und der Schluß kompliziert und undurchsichtig war. Das verstand sie unter ›undeutlich‹.

Wenn die Form nicht stimmt, meinte sie, kann die Erklärung nicht stimmen. Und wenn es um die Form ging, meinte sie, galt das ganz besonders. Wenn es um sie ging, mußte die Form doppelt stimmen; sie mußte einfach stimmig sein. Diesem Ideal jagte sie nach. Leider war die Form besonders kompliziert, und manchmal mußte sie selbst über sich lachen, aber ebensooft war sie höllisch verstimmt.

Sie hatte die Sache einfach noch nicht klar. Oder das Thema war eine Sackgasse, wie Anna-Lena meinte, ein nicht einmal zugegebener Versuch, Kant zurückzunehmen, reiner Mystizismus im Grunde.

Da mag was dran sein, sagte Frau E., so katholisch, wie ich aufgewachsen bin. Außerdem liebe ich Descartes.

Für Anna-Lena war nur etwas richtig oder falsch.

Schönheit ist ein Formbegriff, erklärte E. zum hundertsten Mal, und ein Formbegriff kann nur auf Form bezogen werden. So kann Schönheit zum Bei-

spiel auf Deutlichkeit bezogen werden. Aber sie kann nicht auf Schreckliches oder Schönes bezogen werden.

Sie wollte, daß wir das verstanden.

Wir sollten begreifen, daß Form nicht nur förmlich ist, ein Angriffspunkt für Macken, Inbegriff von Unfreiheit, überflüssigen Zwängen, den ganzen Quatsch des Erwachsenenlebens, sondern eine Quelle von Empfindungen sein kann. Ihre Überlegungen hatten etwas mit Glück zu tun, und mit Staunen. Staunend sollten wir den Anteil der Form an unserem Leben, den Anteil der Form an unserem Glück zur Kenntnis nehmen. Staunen macht glücklich, behauptete sie. Vielleicht erklärte sie die wichtigen Dinge deshalb nicht besonders gut, weil sie fand, daß Erklären ihnen gegenüber nicht unbedingt die richtige Haltung war. Staunen war besser. Je schlechter sie aber erklärte, desto mehr verhedderte sie sich, und wir wußten manchmal nicht, wann sie mit dem Erklären fertig war – und wir anfangen konnten zu staunen.

Deutliche Erinnerungen machen glücklich, sagte sie. Sie machen unser Leben reich. Erinnerungen an Glück können traurig machen. Man empfindet den Verlust, oder man empfindet die Vergangenheit. Schreckliches hält sich nicht im gemäßigten Rahmen von Erinnerungen; es springt in die Gegenwart zurück. Es läßt sich nicht bändigen; kein Spielraum für Schönheit ergibt sich. Traurige Erinnerungen dagegen machen glücklich. Zum ersten Mal – und nur in dieser gewissermaßen nichtexistenten – Form existieren sie in ihrem ganzen Reichtum. Was man vermißt, das hat man als Erinnerung. Man kann es jederzeit aufrufen.

Glück gibt es im Grunde nur in der traurigen Erinnerung; da ist es Glück. Als ein begleitendes Gefühl distanziert es, stellt sich zwischen sich und uns. Daß es nicht dauern kann, daß es der Welt oder daß wir ihm nicht gewachsen sind, diese Empfindung begleitet das Glück so getreulich, wie es selbst ein Ereignis, eine Nachricht, ein Wiedersehen begleitet. Sobald wir es empfinden, sind wir strenggenommen schon nicht mehr glücklich. Erst wenn wir es verloren haben – wir kennen die Redensart –, ist es uns greifbar nahe. Nicht viel anders ist es mit der Trauer. Im Augenblick, wo der Anlaß dazu gegeben ist, ist sie bekanntlich eher die Abwesenheit jeglichen Gefühls, eine Blockierung mehr als eine Empfindung. Hinterher wandelt sie sich unvermeidlich in die angenehme Erinnerung, von der wir sprachen. Alles, was sie nährt, nagt gleichzeitig an ihr. Man könnte also sagen, Trauer existiert nicht, wenn man darunter etwas Gegenwärtiges und Trauriges versteht. Der Rückblick, oder sagen wir eine Gegenwart, die in der Vergangenheit aufgeht, ist für sie so unverzichtbar wie die Emanzipation der Trauer vom Trauernden, trennt sie sich doch von ihm, man kann auch sagen von der Gegenwart, und wird zum »traurigen Ereignis«.

Wir wußten, jetzt war das Verheddern nicht mehr weit. Aber sie wechselte rechtzeitig das Thema.

Auch Glück existiert nicht, wenn man gewisse Maßstäbe anlegt und darunter sagen wir »etwas Glückliches« versteht, eine Tatsache ebensogut wie ein Gefühl, etwas Subjektives, also, was zugleich etwas Objektives ist. Nicht nur geht das nicht, je glücklicher wir sind, desto zerreißen wir die Spaltung; je glücklicher, also, desto unglücklicher. Definiert man Glück als Vereinigung – und nicht wenig spricht dafür –, dann setzt man das Glück allein durch diese Bestimmung gleichsam in eine Welt von Feinden; denn die definiert sich förmlich durch Trennung und Unterscheidung.

Und warum gibt es Glück trotzdem? fragte ich. Daß es Trauer gibt, haben Sie ja erklärt, auch wenn sie jetzt etwas anderes ist, als ich dachte; ist ja egal. Glück gibt es auch!

Ich sagte immer, ist ja egal, aber ich ließ nie locker.

Das ist kein Taschenspielertrick, sagte sie lächelnd. Glück ist ein Gefühl. Zwar kann man Gefühl nicht hören, fühlen, schmecken, nicht sehen oder riechen. Es hat keine sinnlichen Eigenschaften. Seine sinnlichen Möglichkeiten sind, da nicht vorhanden, andererseits nicht begrenzt. Sie sind nicht eingeschränkt, zum Beispiel mit anderen Qualitäten verbacken, mit Ereignisqualitäten, die die sinnlichen häufig überdecken, so daß man sie gar nicht bemerkt, beziehungsweise erst hinterher. In der Erinnerung bekommt das Gefühl sinnliche Qualitäten. Umstände, an sich völlig unwichtig, kommen ihm zu Hilfe, stattdessen es mit ihrer eigenen Sinnlichkeit aus und – sichern so ihr eigenes Überleben. Sie werden ein nicht unwichtiger Bestandteil der Erinnerung, wenn nicht sogar ihr heimlicher Inhalt. Glück bekommt einen Geschmack, sie bekommt eine Farbe, sie bekommt einen Duft, vielleicht den nach Flieder; den Geschmack von Erdbeeren, wer weiß; vielleicht die Farbe von Frühsommerwiesen, die Färbung des Löwenzahns. Sie bekommt einen Klang, vielleicht bekommt sie sogar eine Oberfläche, die man im konkreten Sinn fühlen kann, nicht im abstrakten Sinn empfinden muß, etwas wie kühle, zarte Haut oder grobe, verlässliche Wolle. Und dasselbe gilt natürlich auch für die Trauer. Wer weiß, vielleicht macht sie ja ein Geräusch; habt ihr nicht den Eisenbahnpfiff gehört oder das Läuten der Schulglocke, jetzt, grad, soeben, in der Erinnerung?

Es ging mir nicht um die Erinnerung, sagte ich, sondern um die Zukunft; ist ja egal.

Sie meinen, es geht Ihnen um die Vorstellung, sagte sie vorsichtig.

Lassen Sie's, sagte ich ungeduldig.

Sie schluckte tapfer alles hinunter, was sie hätte erwidern können, von we-

gen, daß unsere originalsten Vorstellungen sich von den ältesten Erinnerungen nähren, was weiß ich. Sie ließ nicht gern etwas auf sich sitzen, am wenigsten, daß sie an uns vorbeigeredet, das Thema verfehlt hatte. Aber sie konnte auch aufhören, um nicht alles noch nicht schlimmer zu machen.

Auf diese Weise jedenfalls bekommt das Gefühl zum ersten Mal in seinem Leben eine Form, die es erlaubt, es in bezug zur Schönheit zu setzen, auf die man dann wieder mit einem Gefühl reagiert, mit Glück zum Beispiel. Sinnlichkeit ist schön, Schönheit macht glücklich.

Sie stutzte.

Sinnlichkeit ist schön? fragte sie, ich dachte, Deutlichkeit wäre schön; laut Descartes ist das alles andere als dasselbe.

Jetzt hatte sie sich doch verheddert.

Vergessen Sie's, sagte ich.

Manchmal fragte ich sie auch, was sie jetzt eigentlich erklärt hätte. Das war vielleicht unsere authentischste Erinnerung an sie, wie es gedanklich mit ihr durchging. Sie behauptete, daß das an uns läge, weil sie sich bei uns so beschützt fühlte, daß sie einfach drauflos dachte, aber das konnte man auch anders erklären: ihr war die Sache zu wichtig, oder wir wollten zu einfache Erklärungen. Wenn sie sich beschützt fühlte, dann konnte sie gar nicht anders: sie mußte über sich hinausgehen. Vom Ich zum Es, hatte sie lachend zitiert, das war für sie die klassische Mutprobe.

Die andere Erinnerung an sie war eben, wie sie sich verhedderte. Sie konnte sich im Theoretischen so verheddern, wie andere sich im Praktischen verheddern. Wenn man sie nur lange genug gewähren ließ, verhedderte sie sich irgendwann immer. Meistens war es amüsan und rührend, aber es konnte auch nerven.

Ich berichtete ihr von meinen Schuldgefühlen bezüglich der Prüfungsvorbereitungen, von der Abwehrschlacht gegen mein schlechtes Gewissen, von der Kleinschrittigkeit und Ängstlichkeit meiner Vorbereitungen.

Manchmal macht man ja wirklich etwas falsch, sagte sie, aber manchmal ist das einzige Falsche genau diese Angst.

Und warum hat man sie dann? fragte ich. Ist doch unsinnig.

Aber nicht unökonomisch, sagte sie. Wahrscheinlich hat man die Angst schon vorher, in der neutraleren Form der Erregung. Was macht man nun mit ihr? Aus alter Erfahrung weiß man, daß sie sich prima mit Schuld assoziiert, und also macht man einen Fehler oder bildet sich ihn ein und hat ihn damit auch schon gemacht.

Manchmal macht man aber auch etwas falsch, und weder Aufregung noch Schuldgefühl wären nötig, wenn man es sich eingestehen könnte; vielmehr,

wenn man es einfach merken dürfte. So entwickelt sich die Gefahr, daß man eine ganze lange Ableitung macht, mit dem einzigen Ziel, einen Fehler zu verheimlichen, ihn auf den undurchsichtigsten Wegen wiedergutmachen; kein Wunder, daß man unklar wird. Ich habe oft dieses Gefühl, als wollte ich mit meiner Erklärung gleichzeitig Spuren verwischen und etwas verdeutlichen. Ich gebe zu, daß auch das eine rein neurotische Version sein mag, siehe oben.

Du siehst, Ilona, ich bin hier Expertin.

Aber manchmal *habe* ich auch einen Fehler gemacht, sagte sie.

Manchmal verstummte sie mitten in einer Ableitung. Irgend etwas störte sie: Entweder sie hatte über eine unklare Stelle hinweggeredet, und das war dann, wie wenn ein Brunnchen sachte versiegt und die Tropfen, einer nach dem andern, immer gemächlicher fallen, bis man nicht mehr leugnen kann, daß er verstopft ist. Oder aber sie hatte sich im Ton vergriffen, dagegen war sie ganz allergisch: wenn sie »Brokat« redete. Dann schämte sie sich wie ein kleines Mädchen und hörte nicht auf, sich zu schämen, aber es passierte. Wenn überhaupt zu viele Worte gefallen waren, über Inhalt und über Form geredet hatte, dann wußte sie nicht mehr, was sie gesagt hatte, und verhedderte sich. Oder sie verfiel ins »Brokat«; philosophischen Kitsch nannte sie das auch, wenn nicht mehr erkennbar war, daß sie es mit Begriffen, nicht Dingen zu tun hatte. Ich rede von Form, als wenn's eine Kartoffel wäre, sagte sie angeekelt und schüttelt sich. War es ihr einmal zu Bewußtsein gekommen, kam sie prompt nicht mehr darüber hinweg. Sie übertrieb hier entschieden; einen Fehler machen und dann nicht drüber wegkommen, da war etwas faul.

Ist ja eklig, sagte sie. »Form und Inhalt«! Vor Begriffen ekelte sie sich wie andere Leute vor kleinen Tieren oder vor verdorbenen Lebensmitteln, vor der Aura des Verrotteten. Sie hätte sich am liebsten die Hände gewaschen.

Stilfehler, Sachfehler, aus allem drehte sie sich einen Strick. Nur bei Verstößen gegen die Pädagogik war sie merkwürdig unsensibel. Psychologisch konnte sie ganz schön zulangen, und dann wunderte ich mich. Sie, die sich bei einem falschen Ton schüttelte! In der Regel erholte sie sich von einem Fehler nur durch einen neuen. Jetzt ist mir wieder besser, sagte sie plötzlich, ich habe heute so viele Fehler gemacht, ich kann sie einfach nicht mehr überblicken.

Aber bei einem Fehler hätte sie am liebsten mantramäßig *mea culpa* gesagt.

Nun hören Sie aber auf, sagte ich.

Aber in ihr grummelte es und grummelte es.

»Form und Inhalt«, sagte sie, puh!

Trotzdem nahm sie immer wieder eklige Begriffe in den Mund, hielt sich deshalb für unrein und mit dieser Ansicht nicht hinterm Berg.

Was macht nun eigentlich glücklich, fragte Judith, Sinnlichkeit oder Deutlichkeit?

Ich drehte mich zu ihr um.

Zum Aufschreiben? fragte ich lachend.

Beides, sagte Yannick. Er war gar nicht kompromißbereit, er dachte einfach synthetisch; um die Dinge zu trennen, hätte er sich ungeheuer anstrengen müssen, und solange sie funktionierten, sah er keinen Grund dazu.

Jede Linie ist deutlicher als ein Geruch, sagte Anna-Lena kurz und irgendwie schneidig. Ein Geruch ist stark, sagte sie, ein Geräusch laut oder impertinent, und eine Linie deutlich.

Es klang, als wollte sie sagen, was soll der Quatsch mit der sinnlichen Deutlichkeit?

Es klingelte wie auf Bestellung.

Geben Sie zu, Sie haben sich ganz schön verheddert, sagte ich beim Einpacken.

Und ob, sagte E. und lachte.

Und wie!

(16) E. ERZÄHLT

Ich muß zugeben, ich verhedderte mich bei den Mädchen. Das fing schon damit an, daß es mir nicht gelang, sie zusammenzusehen. Ich sah sie einzeln, jede für sich, und hätte auch nie von *den* Mädchen geredet. Ich warf mir vor, daß sie für mich lediglich die wären, die übrigblieben, wenn ich die Jungen abzog; die bildeten eine Einheit, und der Rest zerfiel, oder ich bildete ihn, indem ich die Jungen herausnahm.

Dabei konnte nicht die Rede davon sein, daß sie den Rest bildeten. Wie ausgestreute Sternchen verteilten sie sich im Raum. Solitäre waren sie allzumal, Kratzbürsten, eckige Einzelgängerinnen, selbst wenn sie als Pärchen auftraten, mit der besten Freundin, und einen Riegel bildeten, eine echte Sperre für meinen ängstlichen Blick; isolierte die Zweiheit sie doch von der Vielheit und erhöhte die Einsamkeit der doppelpoligen Gestirne in ihrer *splendid isolation*, ihr düsteres Strahlen. Die Jungen bildeten dagegen einen Haufen, sie wärmten sich und entzündeten sich einer am andern, daß die Flamme übersprang und der Gedanke zum nächsten hüpfte und das Denken sich in Lust verwandelte und die Lust in Gedanken. Ihre Gesichter strahlten, und darin glichen sie sich. Sie waren schön, und darin waren sie einander ähnlich. Das heißt, sie waren

alle schön, das verband sie. Dabei waren sie sich überhaupt nicht ähnlich oder nach dem gleichen Muster gestrickt, wenn sie auch nicht dieselbe abgrundtiefe Individualität wie die Mädchen besaßen, diese bodenlose Einsamkeit, in die ich mich wie in ein Spiegelbild meiner selbst vertiefen und in der ich mich verlieren konnte; die sie, weit über die nivellierende Verwandtschaft mit mir hinaus, zu finsternen, alterslosen Schönheiten machte, jede einzelne für sich, zu einer Königin der Nacht, zu Mondschönheiten, während die Gesichter der Jungen im hellsten Sonnenlicht erstrahlten, die Gesichter der Knaben.

Sie variierten *ein* Thema, das Thema ›Knaben‹ und das Thema ›Schönheit‹ und das Thema ›Jugend‹ – die Mädchen in ihrem unergründlichen Ernst dachten gar nicht daran, irgend etwas zu variieren. Im Zusehen verwandelte ich mich in einen Sokrates, einen trübfäugigen Greis, und hielt es für die natürlichste Sache von der Welt, daß ich ihnen immer und in allem nachgab und mich nie über sie erboste; denn wie sonst sollte man sich verhalten, wenn man selbst alt und weise war, und die Jugend war nun einmal jung und schön? Das war doch die eigentlich philosophische Einstellung, daß man sich den Tatsachen beugte, und für wen hätte die Jugend eine Tatsache sein sollen, wenn nicht für das Alter? Wer selbst jung war, *war* jung. Wie sollte er sich dessen erfreuen? Wie sollte er es überhaupt bemerken?

Auch mancher Alte bemerkte es übrigens nicht, selbst wenn er überzeugt war, daß er nichts anderes im Kopf hatte. Er konnte die eine Tatsache nicht von den anderen Tatsachen abscheiden – er rannte der Jugend nach und wollte selbst jung sein, oder er rannte ihr nach und wollte sie haben, war aber nicht imstande, sie zu würdigen, geschweige denn sie zu genießen.

Um sie zu würdigen, hätte er nicht nur über eine gewisse Reizbarkeit verfügen müssen, sondern auch über ein gehöriges Quantum an Resignation. Das heißt, er hätte zugleich resigniert und nicht resigniert sein müssen. Resigniert noch dazu im doppelten Sinn; hätte er doch nicht nur die eigene, sondern auch noch ihre, der Jungen, traurige *Exklusion* gewahren müssen, die Zufälligkeit und Fremdheit zwischen ihnen und ihrer eigenen Schönheit, ihre eigene Unfertigkeit (man denke nur an Pausbacken und gepolsterte Haut, an glatte Nacktärschigkeit), die zwar den eigentlichen Liebreiz bilden sollte, aber doch nur zum Verbrauch einlud, so als gäbe die Vergänglichkeit ein Recht dazu und als ließen die losen Besitzverhältnisse, der zarte Riß zwischen den Jungen und ihrer Jugend auf das Recht der beliebigen Aneignung schließen.

Nicht resigniert aber in bezug auf das Kapitel ›ewige Jugend‹. Aus der Zufälligkeit und Vergänglichkeit jeglichen Bezugs zu ihr hätte er den wahrhaft philosophischen Schluß auf ihre nur desto größere Eigenständigkeit ziehen, ja eine

regelrechte Aura der Unberührbarkeit an ihr gewahren müssen, so daß er sich gefragt hätte: Warum habe ich sie nicht schon früher bemerkt? (Aber da war er eben noch nicht zum Philosophen geworden.) Er hätte in der Kapitulation auch die einzig ethische Haltung erkennen müssen, ehrte er damit doch nicht nur die Schönheit, sondern ebenso die sorglosen Schönen, und sich, den aufgeregten Verehrer. Rührung belohnte ihn, zeigte ihm an, daß er den dritten Weg gefunden hatte.

Ich sagte mir, als Philosoph bin ich ein *Profi* im Unterscheiden. Von dem, was ich bin, kann ich abtrennen, was ich nicht bin. Und was ich habe, kann ich abtrennen von dem, was ein anderer hat. Ich bin der Stoa verpflichtet, sagen wir einer gewissen Askese. Ich muß nicht alles sein, und ich muß nicht alles haben. Im Gegenteil, damit ich philosophieren kann, muß es das andere geben, nur es kann mich über alle Maßen interessieren, so daß ich ihm nachlaufe und es begehre. Dabei bin ich mir nie ganz sicher, was ich eigentlich will: es haben (und die bleiben, die ich bin) oder es sein (und ein anderer werden); so wie ich auch nie weiß, ob ich nicht immer nur mir selbst nachlaufe (und allem, was ich nicht bin, liefe ich dann eben nicht nach). *In echt* mache ich all diese Unterschiede natürlich nicht, mir geht ja alles durcheinander, oder ich mache sie zwar, aber ich verbinde die falschen Enden. Der Furor des Wollens ist nicht gebändigt, aber die Zielstrebigkeit gebrochen und das Ziel in Sicherheit gebracht; und dies nur weil ich Philosoph bin und für das Nicht eine Antenne habe und vor der falschen Entscheidung zurückschreke und ihr die erfolglose Suche nach der richtigen vorziehe.

In Wahrheit liebte ich sie nicht – ich liebte sie maßlos! –, sondern ließ mich von ihnen lieben. Ich ließ mich von ihnen führen; vertrauensselig, lachend, blind ließ ich mich in die unmöglichsten Diskussionen hineinziehen. Ich kannte die Regeln nicht, aber ich befolgte sie unbesorgt; wenigstens waren es nicht die lüsternen Erwachsenenregeln, die mit Anspielungen und Strategien operierten, mit halbherziger Vermeidung und drakonischer Strafe. Die erwachsene Logik blieb aus dem Spiel, der unerbittliche Schluß: vom Teil aufs Ganze, vom bloß Angedeuteten aufs Gemeinte, von der Probe auf den bitteren Ernst, vom Unechten aufs Echte; sowie das ewige Folgern, das nicht Ruhe gab, bis alles Rudimentäre sich entwickelt, seinen Endpunkt und seine Bestimmung, seine Wahrheit und seine Zukunft, seine Teleologie und seine Verdammnis gefunden hatte. Wir waren kein Teil von einem Ganzen, sondern *ein* Teil (so wie man sagt, ich für mein Teil, was soviel heißt wie: ich); ein Anfang, ja, aber von keinem Ende, sagen wir ein Aufbruch; eine Idee, aber kein Gedanke, oder kein Gedanke, aber eine herrliche, kühne Idee. Wir waren vollendete Unfertige, ver-

spielt, voller Liebreiz, behaupte ich mal kühn, in unserer Anspruchslosigkeit; da war kein Scheinwerfer weit und breit, den man auf uns hätte richten können, keine Kamera, kein Mikrophon, nichts, was auch nur entfernt an ein Aufnahmegerät erinnerte. Wir appellierten an niemanden, und wir bezogen uns auf nichts; um so rigoroser aufeinander. Zwar bekamen wir durchaus mit, daß etwas sich auf uns bezog, waren wir doch längst einbezogen in unsern Stoff, in unsere altertümliche Lektüre, nichts als Figürchen in einem Spiel, dem wir nicht die Regeln gegeben hatten, nach dessen Regeln wir vielmehr spielten. Aber als echten Spielern war uns das kein Problem – wenn wir mitspielen durften, was sollten wir uns über das Spiel erregen –, und wenn es ein ganz klein wenig unheimlich wurde, nun gut, da mußten wir durch.

Ohne diese Unheimlichkeit, die dem Blick von außen geschuldet war, der Angst, man könnte bei der heillosesten Fremdbestimmung ertappt werden – »Was machen die denn da?« –, in der größtmöglichen Entfernung von sich selbst, war eben kein Spiel zu haben.

Trotzdem hätten wir uns wundern können, daß wir keine Fehler machten. Am Anfang waren uns schon welche unterlaufen, und das Spiel war ins Stocken gekommen. Später waren uns dann keine mehr passiert, auf eigentümliche Weise war uns die Fähigkeit dazu abhanden gekommen; so als wäre es, einmal auf dem richtigen Pfad, unmöglich gewesen, davon abzuweichen oder, breit, wie er war, danebenzutreten. Das Thema war verfänglich genug. Aber kein Scherz geriet uns unangemessen grob, kein Vergleich zu direkt, kein Lachen ordinär. Von niemandem wurden die heiklen Vokabeln konsequenter und höflicher ausgesprochen als von uns, entsprangen sie doch der Sorge um uns selbst, so wie wir es brav gelernt hatten, nicht der Rücksicht auf die Moral. Wir waren zur Unschuld verdonnert, zur Vollkommenheit, zur Fehlerlosigkeit. Manchmal erinnerte ich mich beinahe sehnsüchtig der Zeiten, als ich noch Fehler machen konnte, verantwortungslose Träume hegte, da das Begehren an mir klebte wie das Namensschild am Kaufhausangestellten; als es mich noch etikettierte.

Wir waren Spieler und wunderten uns nicht, litten allenfalls ein bißchen, mal mehr, mal weniger, je nachdem, wie der sündhafte Teil von uns, der fehlbare Teil sich beschwerte, auf Überforderung verwies und für eine Pause plädierte.

Wir waren das Spiel, und da machte man keine Fehler.

Es trug einen der aristokratischsten Namen der Weltliteratur. *Das Gastmahl* hieß es, in der edlen neuen Übersetzung: *Das Trinkgelage*. Wir waren entschlossen, die Neuerungen fortzusetzen, betranken uns nicht, und beschränkten die Völlerei auf das Vertilgen von Pausenbrotten, teils über, teils unter der Bank, auf Tee aus der Thermoskanne; denn ohne ein Verflüssigungsmittel blieb auch

der beseelteste Gedanke zäh, klebte am Gaumen. Unsere Ausschweifungen beschränkten sich auf die Herstellung eines erotischen Klimas zur Unzeit, montags morgens, so zwischen acht und halb zehn, wenn noch die Wangen rund waren und sich der Abdruck vom Kopfkissen auf ihnen abzeichnete und der Schlafdreck in den Augenwinkeln nach einem scharfen Fingernagel verlangte; wenn noch kein anderer Anspruch an uns herangetreten war als der, aufzustehen, und wir ihm nur bedingt Folge geleistet und unser Bett gewissermaßen mitgebracht hatten – wenn wir uns begrüßten, lachten wir uns an wie Gäste in der Jugendherberge, wenn sie sich auf dem Weg zum Klo treffen, im Schlafanzug natürlich.

Einmal kratzte ich tatsächlich einen Frühstücksrest von einer Backe, weil der mich intrigierte und ich immer draufgucken mußte. Ich erhob mich, ging um mein Pult herum und trat zu Yannick, der an diesem Tag Geburtstag hatte.

Jetzt küßt sie ihn, sagte Rick laut, mit Vollzugsstimme, in dem Tonfall, der den Tatsachen vorbehalten ist, dem Unabänderlichen.

Einen Moment schwankte ich, ob ich der Stimme folgen sollte. Dann gab der Frühstücksrest nach, und Yannicks Gesicht war wiederhergestellt.

Herzliche Glückwünsche, sagte ich, und alle lachten.

Unser Gelage fand auch nicht in den reich ausgestatteten Räumen eines Privatmannes, sondern im Klassenraum statt. Sein Schmuck war die Tafel, seine Aura der Schulgeruch, der unübertreffliche Klassenmief, diese charakteristische Mischung aus Totem und Lebendigem, aus Reinigungsmitteln, ungelüfteten Farbanstrichen und Schülerschweiß, vermischt mit dem nie aussterbenden Geschmack von Leberwurstbrot.

Es war *unser* Raum, und *unser* Gelage fand statt – wie gesagt unter dem skeptischen Blick der Mädchen, deren Skepsis freilich nie in Widerwillen umschlug, gar in Ablehnung, und das war schon merkwürdig und beschwichtigte das Schuldgefühl, das mich beflügelte und verfolgte; es ernüchterte mich zugleich. So weit konnte es mit den Ausschweifungen nicht her sein, wenn sogar die Mädchen sie mit einem Lächeln quittierten. Überhaupt lasen sie in uns wie in einem Buch, so kam es mir vor. Unser Spiel, wie existentiell es sich uns darstellte und wie sehr es uns die Wangen erhitzen mochte, erschien ihnen doch reichlich papieren.

Wir sind die Knaben, sangen die Knaben, und ihre Augen leuchteten wie Murmeln aus Achat; unversehens kam mir eine modernere Lektüre dazwischen. Um sie hing der Schleier antiker Lüste, sie taten freilich, als wäre da überhaupt kein Dunst, nichts Angelesenes zumal, als gäbe es nur ihre ureigenen, reinen Begierden, die berühmten unter Laborbedingungen. Von denen leuchteten ihre

Gesichter wie von blanken Fliesen zurückgespiegelt, so daß die vergrübelten Mienen der Alten sich aufhellten und sie den erloschenen Blick zu ihnen aufheben mußten; gegen die Jugend war eben kein Kraut gewachsen. Es fehlte nicht viel, und die Knaben hätten sich, verzaubert durch die Zeitreise, an den Händen gefaßt. Prototypen waren sie, wie die Helden der Kinderliteratur, wie nur irgendeine künstliche Figur.

Sie konnten sich totlachen, wenn ich den Stuhl gleich zu Beginn der Stunde von ihnen wegrückte, aus dem Schatten des breiten Pults heraus in die schutzlose Einsamkeit des Weltraums, den tapferen Sternchen, den mahnenden Solitären entgegen; nicht um von ihnen beschützt zu werden – da sie das Spiel nicht mitspielten, kam das nicht in Frage –, nur an ihrer Tapferkeit teilzuhaben. Dabei stand ich fernab, *à mille milles* auf meinem Stühlchen verloren, noch unter dem Einfluß der Knaben und war, von ihnen gewissermaßen plaziert, nichts als der Endpunkt jener Strahlen, die sie, die Sonnenfingrigen, gerade eben bis zu mir schickten, und die Auszeichnung stand mir nicht zu.

Falls ich aber selbst leuchtete, wie mir gelegentlich zugetragen wurde, dann war es nur der Abglanz des Scheins, der auf ihren Gesichtern lag. Einen Schein zu werfen, von innen heraus zu glänzen durfte ich für mich nicht in Anspruch nehmen.

Wenn die Lebensfreude der Knaben gleich zu Anfang überschäumte, rückte ich also mit meinem Stühlchen von ihnen weg, den Mädchen entgegen, zog mich in die Einsamkeit des Universums, schob mich Richtung Tafel, schob mich zur Tür zurück, während die Knaben das Lehrerpult belagerten. Montags, wenn wir – schlaftrunken, Kopfkissen und Teddy gewissermaßen noch unter dem Arm, den Abdruck der Fingerknöchel im geröteten Gesicht, die Augen verschwiemelt –, alle zu unterschiedlichster Zeit, Gott sei's geklagt, zum Unterricht erschienen, kam das nur im Ausnahmefall vor. Es geschah vor allem dienstags, zur Unzeit, in der Mittagstunde, wenn sie nach ihrer vormittäglichen Odyssee durch alle Fachgebiete und über alle Schulstockwerke bei mir landeten, zum ›Gelage‹.

Ihr seid mir echt zuviel, sagte ich mit jener unverhohlenen Abneigung, die der lauterer Liebe entspringt und die nichts anderes bedeutete, als daß ich in ihrem Netz zappelte. Verwirrt, manchmal verheult war ich angetreten – gerade wenn der Tag schon alt und reichlich Gelegenheit zu weinen gewesen war, aber im Tagesgesicht des Erwachsenen sah man die Spuren nicht so. Manchmal weinte ich auf dem Weg von der U-Bahn bis kurz vor der Tür, war in meinen Halluzinationen S. doch soeben um die Ecke gebogen, die geraden Schultern verläßlich, ein komfortabler Schutz; ich fühlte mich eskortiert. Die Eindrücke hatten sich vollstän-

dig verkehrt, und ich fühlte mich nie so verlassen, wie wenn er mich in meiner Vorstellung begleitete. (Blieben die Bilder aus, hatte ich nichts zu weinen.)

Noch vor dem Schulgebäude sah ich mich – mit Goethe zu reden – von den lebenswürdigsten Gestalten umringt und in ein nicht enden wollendes Grüßen, Erkundigen und Erzählen verstrickt. Ich vergaß, die Tränen abzuwischen, und kehrte in die Wirklichkeit zurück.

Ihr seid mir echt zuviel, sagte ich oben im Klassenraum zu den Jungen und rückte von ihnen weg.

Sie machten Miene nachzurücken.

Weichet von mir, sagte ich und spreizte die Finger – aus der Entfernung klang ihr Lachen unirdisch, wie das von Engeln. Ich wurde kleiner und einsamer; noch ein Ruck mit dem Stuhl, und ich kippte aus dem dualen System, kippte aus dem Universum hinaus, und dann, ciao, ihr alten Philosophen, Wahrheit und Altersliebe, ciao!

In der Antike, fing ich an, gelten Liebe und Erotik als Baustein der Persönlichkeit. Mit Bedacht gelebt, so Foucault, können sie wesentlich dazu beitragen, daß man eine Persönlichkeit bekommt. Lebt man sie dagegen zügellos aus, bekommt man, dies die einzige Drohung, vielleicht keine.

In der Sexualität, fuhr ich fort, sieht das Christentum vor allem eine Gefahr. Je weniger gefestigt die Persönlichkeit ist, um so gefährdeter ist sie. Und je mehr sie damit zu tun hat, desto weniger stabil wird sie.

Ich räusperte mich, denn durch diese Adresse fühlte ich mich persönlich beschädigt, war ich doch unter dem Damoklesschwert der ewigen Verdammnis aufgewachsen und hatte mich nicht so recht davon erholt.

Wodurch bildet sie sich dann? fragte Rick. Wenn sie durch Sex lediglich bedroht wird, schloß er messerscharf, kann sie sich durch den Umgang damit ja nicht bilden.

Im Kampf um das Gute, sagte ich. Oder sagen wir: gegen das Böse in uns. Da bekommt auch die Sexualität wieder einen Sinn. Im Kampf gegen den Trieb, sagt die christliche Morallehre, erstarkt die Persönlichkeit.

Und bei den Griechen? fragte Ilona konsterniert. Wie war das bei denen? Worin bestand noch der Unterschied?

Im Grunde nur darin, daß es kein Kampf ist und daß er ohne Angst geführt wird, sagte ich; wie Foucault sagt, mit Achtsamkeit und Sorge. Wobei wir darunter weniger Sorge als Sorgfalt zu verstehen haben, weniger Kummer als vielmehr ein beständiges, unängstliches Kümmern.

Man darf auch mal etwas falsch machen, faßte Ilona zusammen (wer sie nicht kannte, hätte meinen können: fürs Protokoll). Über die Stränge schlagen, ohne

sich hinterher schämen zu müssen, kann man es so ausdrücken? Ohne daß man sagen muß: Das war's jetzt. Ist es so gemeint?

Dann gibt es also keinen Verlust der Unschuld, sagte Hannah, aus ihren Träumen erwachend.

Weil es keine Schuld gibt, sagte Ilona, stimmt's?

Und kein Trauma, schloß Rick messerscharf. Vielleicht macht man eine unangenehme Erfahrung. Aber man kriegt keinen Schock. Man ist nicht traumatisiert. Man kann über das Erlebte nachdenken und sich darüber austauschen.

Ich nickte.

Man kann versuchen, es beim nächsten Mal besser zu machen: der Gefahr aus dem Weg gehen, die Versuchung meiden, überhaupt, sich zurückhalten. Kurz, man kann üben, was der beste Beweis dafür ist, daß man weder stigmatisiert noch traumatisiert ist; sonst würde ja das Unheil immer größer. Auch daß man sich nicht versündigen kann. Prinzipiell steht man, sobald Sexualität ins Spiel kommt, nicht vor einem Abgrund; wie man es heute ausdrücken würde, man ist in Verbindung.

Ich mußte lachen, weil ich den Begriff erst vor kurzem gehört und mich gehörig über ihn gewundert hatte.

Das heißt, weder bin ich mir entfremdet, noch ist sie mir fremd; so ähnlich, denke ich.

Ich stockte. Es war die lautere Wahrheit, aber es war nicht alles. Ein Versäumnis der letzten Stunden holte mich ein. Es handelte sich um die Gewalt in der Liebe. Nicht um die exzessive, überschüssige Gewalt, die zum Verbrechen führt, sondern um die unvermeidliche der Penetration, des ›oben‹ und ›unten‹, nicht um Mord, also, sondern um Demütigung. Sex *war* traumatisch, Gewalt wenn nicht konstitutiv, so doch strukturell, nicht einfach bloß ein Zeichen schlechten Gebrauchs. Ich hatte das verschwiegen, weil es sich nicht vertrug: mit der Schule, dem Schutz der *kids*, auch ihrer verspielten Laune, ihrer übermütigen Lachlust nicht; es war einfach nicht kompatibel. Von der unvermeidlichen Gewalt in der Liebe zu reden, wo die Liebe selbst noch keine Erfahrung darstellte, hätte einen *Hiat* bedeutet, einen Riß; so etwas wie einen Sprung in die Praxis – oder aber in eine zweite Theorie. Es wäre gewissermaßen ein Verstoß gegen die Schulordnung gewesen.

Warum hatte ich ausgerechnet auf Foucault gesetzt, der aus der Praxis heraus schrieb, aus einer Motivation, die für die Jugendlichen nicht in Frage kam? Warum hatte ich mich von der antiken Kulisse täuschen lassen!

Ich spürte bereits, wie die eigentümliche Orientierungslosigkeit sich in mir ausbreitete, die die Folge des Verschweigens ist.

Dabei wußte ich genau, warum ich mich auf Foucault eingelassen hatte: weil ihm als einzigem an einem nichttraumatischen Umgang mit Sexualität gelegen war und weil ich genau das den *kids* hatte vermitteln wollen.

Ein Hiatt kommt nicht in Frage, sagte ich mir. Aber die Kinder können denken, und sie sind nicht aus Zucker.

Ich ließ den Stuhl Stuhl sein und kehrte in den Schoß der Knaben zurück, lehnte mich vorsichtig ans Pult.

Mit der Erotik in der Antike ist es folgendermaßen, sagte ich.

Sie hält es nicht ohne uns aus, murmelte Yannick zu Aris und Rick hin, die an der Längsseite saßen; oder murmelte Rick es zu Yannick? Aris nickte, als wollte er sagen, hab ich doch gewußt.

Nicht eine Minute hielt ich es ohne sie aus.

Bei den Griechen, sagte ich, gibt es zwar so gut wie kein Verbot. Aber nur wenig von dem, was nicht verboten ist, ist auch angezeigt. Oder niemand käme auf die Idee, aus einem »nicht verboten« ein »angezeigt« zu machen oder aus einem »erlaubt« ein »empfohlen«. Aber nicht weil der Betreffende so außerordentlich klug und bedachtsam ist; wie wäre er das denn geworden, frage ich euch. Sondern weil der Gegenstand des bedachtsamen Umgangs gefährlich ist: kompromittierend und kompliziert.

Und warum? fragte Ilona.

Es ist ein breiterer Gegenstand als für uns. Bezogen auf den einzelnen ist er breiter, enthält er doch die Beziehung unter Gleichen und die unter Verschiedenen. Wobei beide Begriffe jeweils doppelt gefaßt sind, im Sinne der Gleichrangigkeit und der Gleichheit des Geschlechts, so daß sich jeweils vier Möglichkeiten ergeben, und die sind nicht leicht zu handhaben und zu sortieren. So muß etwa die ungleiche Beziehung zu Ehefrau und Sklavin ausgeglichen, und die zum gleichen Geschlecht – dieser Inbegriff der Gleichheit –, muß ausgekämpft und ausgehalten werden.

Stellt euch vor: Ihr bewirbt euch um das höchste Staatsamt in Athen, und bei eurem Anblick denkt dieser und jener und noch ein dritter immer nur an das *eine!*

Würde euch das eigentlich gefallen, wenn ihr euch ständig fragen müßtet, tut es mir gut, oder täte ich es besser nicht?

Im Grunde ist es doch so, sagte Ilona. Alles ist erlaubt. Wir müssen uns selbst überlegen, was wir wollen.

Schon, als ich noch kleiner war, sagte meine Mutter immer: Ich verbiete dir nichts, sagte Hannah.

Na ja, murmelte Aris.

Es hat genervt, sagte Hannah, es klang wie eine Drohung. Jedenfalls war es

stressig. Heute habe ich öfter das Gefühl, daß ich zu nichts komme, weil ich mich ständig frage, was tut mir eigentlich gut.

Es klingelte; so schnell wie sie begonnen hatte, war die Stunde zu Ende.

Vielleicht erwarten wir heute auch einfach zuviel, sagte ich schnell. Daß uns etwas guttut: darunter stellen wir uns wer weiß was vor. Ich glaube, die Griechen waren schon froh, wenn es nicht allzusehr schadete.

Der nächste Kurs drängte schon in den Raum.

Was findet hier eigentlich statt, fragte einer, der die letzte Bemerkung aufgeschnappt hatte.

Philosophie, sagte Ilona. Das heißt: wir denken gemeinsam.

Ich dachte, übersetzt heißt es Liebe zur Weisheit, mischte sich einer von den Nachfolgenden ein.

Es heißt Liebe zum Leben, erklärte Yannick lachend.

Ich hielt mich raus.

(17) E. ERZÄHLT

Der Frühling zog strahlend ins Land, leerte den Übungsraum. Kinder lugten durch die Sommertür, die ein halbes Jahrhundert verschlossen gewesen war, schrakten vor der Leere, vor dem eigenen Gesicht im fernen Spiegel zurück. Ganz Mutige warfen eine Handvoll Sand hinein auf den blanken Boden und versteckten sich schreiend.

Die Koordinaten verschoben sich. Die Topographie meiner Liebe blieb dieselbe. Das Leben spielte sich zwischen Schule, Übungsraum und Volkshochschule ab, im horizontal gespannten Netz verding sich die Geschichte: es ging nicht vorwärts, aber es ging auch nicht vorüber. Geduldig marschierte ich am Spielfeldrand entlang, umrundete Ecke um Ecke, kam nicht auf ›Los‹, und manchmal landete ich direkt im Gefängnis.

Die Uhr wurde vorgestellt. Der Abend wurde länger. Er wurde heller. Wir wurden älter. Auf dem Weg zur U-Bahn konnten wir einander jetzt ins Gesicht sehen. Wir wurden ehrlicher. Wir wurden derber, die Worte gröber. Die Frage blieb dieselbe: Was willst du eigentlich von mir? und: Wieviel hältst du aus? Jeder tastete nach dem Handgelenk des andern, suchte den Puls: Bist du ein Mensch, oder bist du nur ein Gerede?

Das Feld verschob sich, aber die Koordinaten blieben dieselben.

Ich zog um – na und? Dann spannte sich das Feld ein wenig anders. Die

Triade blieb: Volkshochschule, Übungsraum und Schule. Nur der vierte Zipfel zog das Feld ein wenig enger. Ich wohnte jetzt näher an der Turnhalle und konnte zu Fuß nach Haus gehen. Vor den Lichtsäulen des Einkaufszentrums, an der U-Bahn, trennte sich unser Weg. »Grün!« rief ich und spurtete los, machte einen Satz über die Ampel und sah mich in der Dunkelheit verschwinden.

Ich stieg den Neuköllner Berg hinauf; blickte er mir nach? Ich schwankte einen Augenblick, ob er mit mir den Berg hinauf- oder ich mit ihm die U-Bahn-treppe hinuntergehen sollte. Die Angestellte aus Pankow begleitete ihn, die mit dem unbestechlichen Realitätssinn, einer gehörigen Portion Urteilskraft und der richtigen Dosis Resignation, dabei einem zähen Zielbewußtsein im kleinen, das davon zeugte, daß die Resignation sich auf die Bedürfnisse ausgewirkt hatte, nicht auf das Wollen. Mir imponierte das als Weltklugheit, dabei war auch sie unglücklich. Sie paßte in sein Schema, und ich hatte sie ganz gern. Sie erinnerte mich an die Volksschule, wo die Kinder sich nach der Konfession, noch nicht nach Intelligenz und sozialer Herkunft sortierten und ich mich jeden Tag in Frage gestellt sah und einen Platz zugewiesen bekam. Der war nicht toll, aber ungleich verlässlicher als der, den ich dem Respekt meiner Lehrerin, dem guten Ruf meiner Eltern verdankte.

Ich war schon fast auf dem Berg angekommen, da stieg ich in Gedanken immer noch die Treppe zur U-Bahn hinunter. Er war bei mir, begleitete mich die Straße hinauf, ging neben mir her, in diesem *détachement*, dieser unvergleichlichen Trotzhaltung, die die Unverbrüchlichkeit der Beziehung ebenso wie ihre unabänderliche Nichtexistenz symbolisierte – ich spürte seine Schultern und seinen geradewegs ins Finstere gerichteten Blick.

Warum war er mitgekommen; ich wußte es genau, ich schaffte es nicht, meine Gedanken von ihm zu lösen. Sobald ich allein war, redete er mit mir. Stumm kletterte ich den Berg hinauf, aber er redete und redete.

Wollte er mir etwas sagen, etwas klarmachen? Auf mir herumhacken? – Er hatte in letzter Zeit die Neigung dazu.

Oder wollte er sich an meinem kindischen Unglück weiden?

Wollte er mir etwas abtrotzen? – Daß ich ihn liebte, zum Beispiel, wo er mir gerade klargemacht hatte, daß das keineswegs auf Gegenseitigkeit beruhte, aber hören wollte er es doch.

Wollte er mich bloßstellen?

Oder sollte ich zugeben, daß ich etwas verbrochen hatte – ihm nicht richtig zugehört, mich für schlauer gehalten als er, mich als unsensibel erwiesen? Daß ich ihn nicht verstand, sollte ich das zugeben? Daß ich noch nicht einmal angefangen hatte, ihn zu verstehen, mir aber jede Menge auf meine Empathie

einbildete, auf mein feinsinniges, pädagogisches Verständnis? Oder daß meine Liebe wertlos war, ein aus Verblendung und billiger Romantik aufgebauschtes Nichts, unrealistisch, um ein Lieblingswort von ihm zu verwenden, der pure Streß noch für ihn, der geliebt wurde; denn er mußte mich ja in Schach halten und bekam nichts dafür, ich sah es allmählich ganz genauso wie er.

Alles gab ich zu, während ich, an angekorkelten Matratzen, umgestürzten Einkaufswagen und dampfendem Hundekot vorbei, den Berg hinaufstieg.

Ich betrat mein kleines Zimmer mit dem gewaltigen Ausblick auf den Friedhof und atmete frei. Ich, die lieber umkommen als sich mit dem Schlechten zufriedengeben wollte, war angekommen.

Er hätte gern gewollt, daß ich wieder umzog; ganz unverbindlich, natürlich, für mich, nicht für ihn. Aus freiem Willen war ich hierher gezogen, und nun sollte ich aus freiem Willen wieder wegziehen. Er hielt es für unnatürlich, mit der Wahl eines miserablen Umfelds den Niedergang der eigenen Person zu dokumentieren. Für ihn war die Umgebung dazu bestimmt, einen Menschen zu halten, wenn nicht zu heben; ging er trotzdem unter, dann hatte es nicht geholfen. Jedenfalls geschah es nicht mit Pauken und Trompeten, eher im Modus des Verkriechens, und wenn doch, dann als heroische Einzeltat, nicht in heuchlerischer Übereinstimmung mit sich und den andern, mit denen man in Wahrheit nichts zu tun haben wollte. Daß man eine Chance darin gewahren konnte, nicht besser dran zu sein als sie, das leuchtete ihm nicht nur nicht ein, es war ihm unbegreiflich. Er fand es krank. Den Bezug zwischen Einkommen und Wohnung respektierte er, aber im umgekehrten Sinn, den allgemeinen Gepflogenheiten entsprechend. Man nistete sich nicht beim Pöbel ein, man lebte nicht freiwillig in der Gosse. Sich über diese Regel hinwegzusetzen fand er bürgerlich, es war snobistisch. Angehörige einer anderen Klasse hätten das nie gemacht, und hatte ich nicht angedeutet, daß die Nachbarn sich über die neue Mieterin sagen würden? Er bekam auch mit, daß ich bei Kleidungsstücken empfindlich war. Leicht geriet etwas in den Verdacht, »eine Nummer zu groß« zu sein, preislich, stofflich, überhaupt. Manches T-Shirt sah verdammt nach Kindermoden aus. Damit er nicht auf mir lastete, mußte der Mantel ein Mäntelchen sein, und selbst dann warf er noch Falten, und die Kapuze konnte als Heiligenschein durchgehen. Sogar die Kampfhunde auf dem Sasarsteig übersahen mich; so erklärte ich mir wenigstens, daß sie nichts taten.

S. schüttelte nur den Kopf.

Er wandte Psychologie an, aber er hatte keine Lust auf psychologische Erklärungen. Frauen forderten sie heraus, sie baten förmlich darum. Aber die Mühe wurde einem schlecht vergolten. Im Gegenteil, Probleme waren Vorzüge, sie

zu haben ein Verdienst; wenn man mit ihnen traktiert wurde, so sollte man das als Auszeichnung auffassen. Aber wenn man selbst ein Problem hatte, dann waren sie beleidigt. Wenn es zum Beispiel etwas zu verzeihen gab, dachten sie gar nicht daran, es zu tun; dabei hätten sie das ebenfalls als Auszeichnung auffassen können. Er war – aufgrund schlechter Erfahrungen, wie er geheimnisvoll sagte – dazu gekommen, niemandem zu helfen und sich von niemandem etwas verzeihen zu lassen; kurz sich nicht mehr zu engagieren, es führte zu nichts. Mit mir würde er die Reihe der Ausnahmen nicht beginnen; genauer gesagt, die Ausnahmen, die er ständig machte, nicht beenden wollen; er hatte da so einen Verdacht, was meine Absichten anging. Zuerst wollten immer alle nur eine gute Erfahrung sein, und dann wurden sie, ohne mit der Wimper zu zucken, eine schlechte; er schüttelte sich, hinterher baute er sich immer ein Trauma zusammen. Umgekehrt verbat er es sich, mit Problemen behelligt zu werden, deren Mitteilung nur dazu diente, ihn einzufangen. Er verweigerte einfach das Mitdenken, sagte er; so hörte das Erzählen von allein auf. Aber wäre ich nicht gerade dorthin hingezogen, wo ich wohnte, er hätte er mich vielleicht besucht. Andere Leute besuchte er auch, aber die wohnten nicht in Neukölln. Oder wenn sie in Neukölln wohnten, das kam durchaus vor, dann war es kein Offenbarungseid, sie zu besuchen!

Ich konnte nur lachen. Er besuchte mich nie, und von dem einen Mal wollen wir lieber nicht reden.

Nicht einen Augenblick dachte ich ernsthaft an Umziehen.

In hitzigen Debatten mit meiner Freundin vertrat ich die These, daß es immer vorwärtsgehen mußte – *man* mußte immer vorwärtsgehen. Meine These begründete ich mit nichts Geringerem als dem Tod. Da wir stetig älter wurden, behauptete ich, war Bewegung nicht nur die Gangart, die uns mit uns in Harmonie brachte, wir hatten es auch kolossal eilig; schließlich wollten wir ankommen. Kurz gesagt, wenn der Tod uns erreichte, mußten auch wir ihn erreicht haben; sonst gab es ein unbehagliches Gefühl. Die Zeit, mit ihm gleichauf zu kommen, wurde aber immer knapper.

Je näher wir ihm kommen, sagte ich, desto schwerer können wir ihn einholen.

Sie lachte auf ihre Art, explosiv und unbehaglich. Sie mochte das Paradox, aber das Thema nicht.

In Wahrheit war natürlich alles ganz anders. Der Tod war zwar das Ende der Bewegung, nicht aber ihr Ziel. Da er vorher nicht da war, konnte er kein Ziel sein, es sei denn, man ließ ihn mit dem Altern beginnen. Das ergab einen harmonischen Bewegungsablauf, einen runden Auftrag mit deutlicher Zielvorstellung, war aber unsauber gedacht, so als wäre der Tod bloß eine Unterabteilung der

Bewegung. Prompt wucherten die schönen Bilder, die vom Anhalten und Ausrollen und so weiter; wer anders drauf war, dem wurde bange dabei. Von der eigenen Schubkraft erdrückt, starb er seinen ganz persönlichen Angsttod, er, der doch am allgemeinen Tod teilhaben wollte. Dabei erlebte er die falsche Verbindung als unterschiedliche Gangart – sozusagen als Bruch zwischen dem Eigenen und dem Allgemeinen – und sich selbst in höchst unpassender Eile, so als hätte er das Ende am liebsten hinter sich gebracht, während die andern es in Ruhe abwarten konnten; als wäre er scharf auf den Tod, kurz gesagt, während sie ein freundliches Bündnis mit dem Leben pflegten. Aber das hatte ich damals noch nicht klar, ich wollte mich nur über meine Freundin aufregen. Etwas an ihr störte mich. Sie war doch auch eine von den Eiligen. Sich fügen paßte wenig zu ihr. Aber mir kam es vor, als steckte sie den Kopf in den Sand oder senkte reuig das Haupt; ich fand, sie wehrte sich nicht. Sie hätte schreien müssen; bestimmt war ihr danach. Aber sie schrie nicht.

Wir alterten nun mal, beharrte ich. Da biß keine Maus einen Faden von ab.

Sie lachte. Das erlebte sie tagtäglich am eigenen Leib.

Du predigst Resignation? wunderte sie sich.

Im Gegenteil, wir müssen uns sputen. Mit dem Tod um die Wette rennen: wer kommt als erster an, wir, um ihn oder er, um uns in Empfang zu nehmen? Die Reste der Trägheit beseitigen, die in uns steckt – verstehst du, Chrissie, alles an uns ausrotten, was sich nicht bewegt!

Ich mußte selbst lachen. Das Pathos kannte ich an mir, aber woher nahm ich den missionarischen Eifer?

Sich sträuben ist altern, sagte ich aufs Geratewohl.

Jetzt versteh ich gar nichts mehr, sagte sie.

Du mußt die Pfeiler umhauen, auf denen dein Leben ruht, erklärte ich ihr, die ohne Stützen ausgekommen war, ein Leben lang, und sich übrigens jetzt zum ersten Mal dazu durchgerungen hatte, etwas zu errichten, ein Häuschen, zum Beispiel, ein kleines Lebensgefüge.

Ich meine die Gedankenkrücken, setzte ich ungeduldig hinzu, die Lieblingsgedanken, auf die man immer wieder zurückkommt, die man aber nicht antasten mag; woran man also denkt und nicht denkt.

Ich bin mir sicher, sagte ich direkt, je beweglicher du äußerlich geworden bist, je weniger du dich an Dinge gekettet hast, desto starrer ist dein Denken geworden. Kennst du überhaupt noch den Unterschied zwischen Gedanken und Überzeugungen?

Du hast Verzicht geübt, räumte ich ein; ihr Lebensentwurf war ohne Beispiel. Aber du hast *dich* nicht geändert. Nicht im Interesse der Vergänglichkeit, sondern

im Interesse der Ewigkeit hast du auf die beständigen Werte verzichtet; nicht mit Rücksicht auf den Tod, sondern auf die Zukunft. Ein unbeschriebenes Blatt wolltest du bleiben, nicht dich Zeichen um Zeichen beschreiben lassen. Etwas recht Deutliches, etwas Spektakuläres sollte noch auf dir geschrieben werden können.

Ich fühlte mich blaß werden: redete ich von mir? Seit Jahren hatte ich mich nicht so ereifert.

Vorwärts ist rückwärts, sagte ich. Mann, Chrissie, wir müssen Hand an uns legen, und zwar energisch. Wir müssen uns aufribbeln wie einen alten Pullover, wie eine Häkelarbeit: die festen Maschen sind nicht länger unser Modell – was wir brauchen, sind doppelte und dreifache Stäbchen!

Sie sah mich traurig an, betrübt weniger über die Haltlosigkeit ihrer Freundin als vielmehr über das Leben. Was blieb von ihm übrig? Ich hätte gewünscht, daß sie mir Einhalt gebot: Such nicht das mittlere Allgemeine von uns beiden. Daß sie mich in meine Schranken wies: Wenn du von mir reden willst, dann denk daran, daß man das Leben eines anderen nicht beurteilen soll. Redest du aber von dir, dann tu es gefälligst bestimmter. Auf was für Krücken bewegst *du* dich? Wie steht es zum Beispiel mit deinen Wiedergebrauchsstories von Seligkeit und Glück, die dich auf deinen Wegen begleiten, deinen Schritt beflügeln, dich in den Schlaf wiegen?

Das sind Lebenskrücken, murrte ich, Überlebenskrücken, keine Gedankenkrücken.

Es sind Krücken, beharrte sie.

Na und, sagte ich störrisch. Es sind einfach Halluzinationen. Sie helfen mir, am Leben zu bleiben. Ich gebrauche und verbrauche sie. Das ist alles, und es bleibt kein Rest. Nichts Metaphysisches und auch nichts Ideologisches.

Etwas bleibt immer, beharrte sie schlicht.

Na gut, räumte ich ein, sie tun mir nicht gut, okay, ich geb's zu. Aber sie enthalten keinen Begriff und kein Urteil, kein »So ist es«, nichts was einen andern kränken könnte. Sie sind peinlich und lächerlich, okay, meinerwegen auch schockierend, wenn zum Beispiel jemand ungewollt Zeuge wird und sich mit der Tatsache, ich will sagen der Existenz von Halluzinationen abfinden muß. Aber sie sind ohne Fernwirkung und Bosheit.

Von der »Bosheit des Urteils« hatte ich gerade gelesen und mir die Formulierung zu Herzen genommen.

Halluzinieren ist wie essen oder trinken, sagte ich. Im Übermaß führt es zur Verfettung, aber man schadet niemand ernstlich damit. Man tut nur das, was alle tun, bringt sich tapfer über die Runden und dabei sachte ins Grab.

Halluzinieren ist wie leben, sagte ich.

Oder wie lieben, setzte ich hinzu und wurde wahrhaftig rot.

Es zerstört die Urteilsfähigkeit, sagte Chrissie fein, aber entschieden.

In Wirklichkeit sagte sie natürlich gar nichts, verkrampfte sich vielmehr unter dem Ansturm meines Missionseifers. Wenn man so will, hielt sie sich noch gerader als sonst, also ging ich ihr auf die Nerven. Aber wie stets wahrte sie Haltung oder rechnete sogar sich die Schuld zu. Ich hätte gewünscht, daß sie explodiert wäre. Im Zuge der sich unvermeidlich anschließenden Auseinandersetzung wäre nicht nur aller Schmutz und alle Verbitterung nach oben gespült worden, es wäre auch alles zur Sprache gekommen, was ich vor ihr geheimhielt, und sie hätte mir meine Lebenskrücken so weggeschlagen, wie ich ihr ihre Gedankenkrücken weggeschlagen hatte. Ich wäre ärmer gewesen, aber vor ihr hätte ich vollständiger dagestanden. Ich hätte eine armselige Figur abgegeben, aber ich hätte vollständiger dagestanden. Bestimmt hätte ich aufhören können zu missionieren.

Vielleicht hätte sie sich sogar interessiert gezeigt, und ich hätte ihr eine meiner Wiedergebrauchsstories erzählen können – ich errötete bei dem puren Gedanken! Sie ging unwillkürlich davon aus, daß sie dem gleichen Strickmuster folgten wie ihre, in denen sie nach einem ausgeklügelten, immer neu zu variierenden System ihre Feinde vernichtete.

Nee, Chrissie, sagte ich und mußte lachen, so absurd fand ich die Idee. Meine Geschichten gehen ganz anders.

Sie hütete sich zu fragen, wie gehen sie denn, denn dann hätte ich mit Sicherheit gesagt, das kann ich nicht erzählen. Da sie aber nichts sagte, war ich schon halb beim Erzählen und schämte mich zugleich.

Meine Halluzinationen gehören zu meinen Schattenseiten, sagte ich fest. Zum neuen Jahr habe ich mir vorgenommen, zu ihnen zu stehen.

Heißt das, daß du sie erzählen kannst oder daß du an ihnen festhalten willst? fragte Chrissie. (Aber das fragte sie natürlich nicht; sie mischte sich nie in anderer Leute Leben.)

Mir wäre lieber gewesen, sie hätte mich direkt nach ihnen gefragt, das hätte mir Gelegenheit gegeben, zu ihnen zu stehen, und ich freute mich auch auf ihr erstauntes Gesicht. Denn mit meinen Schattenseiten war es sämtlich so bestellt, daß man sie mir nicht ansah (glaubte ich). Hätte sie mich nach ihnen gefragt, ich hätte den Kopf gesenkt.

Sex, hätte ich verschämt gesagt, und Chrissie hätte auf ihre explosive Art gelacht und die sommersprossigen Haare in den Nacken geworfen:

Sex und Halluzinationen, da wirft ja das eine einen Schatten auf das andere!

Aber das alles sagten wir natürlich nicht. Die Szene wurde nicht zur Aufführung gebracht.

Wirf die Krücken weg, kam ich statt dessen auf den Anfang zurück.
Es sind meine Prinzipien, sagte sie schlicht. Ich habe sie mir erkämpft, ich habe sie mir reiflich überlegt. Und ich habe nichts außer ihnen.
Sie wirkte zufrieden, so als wäre das ein tragender Grund.
Sie mögen herrlich sein, sagte ich, als Prinzipien sind sie schlecht.
Es sind ganz wenige, sagte sie, als könnte sie mich so eher für sie gewinnen. Ich kann sie an einer Hand abzählen.
Na, dann schieß los, sagte ich.
Die Rechte der Frau, und daß man dafür kämpfen muß, fing sie an.
Falsch, sagte ich.
Mißbrauch ist das Schlimmste, fuhr sie fort.
Wenn man's tut oder wenn's einem angetan wird? fragte ich höhnisch.
Sie sah mich von weit her an.
Selbst wenn sie richtig wären, beharrte ich, Chrissie, es sind Prinzipien! Gib ihnen ihren Erzählcharakter, ihren Erfahrungscharakter, ihren Erlebnischarakter zurück! Ich meine ja nicht: Wie ich einmal mißbraucht wurde und so fort. Erkenne sie als Tatsachen an, und verfare mit ihnen, wie man mit Tatsachen verfährt: nimm sie hin!
Frauen werden unterdrückt, Kinder mißbraucht, echote ich. Komm, Chrissie, mach kein Drama daraus!
Alles Feste muß verflüssigt werden, sagte ich. Auch die Prinzipien. Die zuallererst.
Darüber muß ich in Ruhe nachdenken, sagte sie fest.
Die Sonne war über der Nuntiatur untergegangen, und der Himmel über der Hasenheide leuchtete. Zeit, heimzugehen, Neukölln zu beglücken. Ich hatte eine Freundschaft geschändet und nichts dazugewonnen. Zwar hatte ich bloß meine Gedanken mitgeteilt. Aber unterwegs hatten sie eine andere Gestalt angenommen, alles Unfertige, alles Vorläufige und Vorbehaltliche abgelegt, auch alles Lächerliche und Rührende, waren fester und härter geworden, hatten sozusagen gebellt; sie hatten Chrissie angebellt, so wie ein Hund hinter dem Zaun den Passanten anbellt.
Ach, Chrissie, sagte ich, warum hörst du mir überhaupt zu?
Weil das bei Unterhaltungen so üblich ist, sagte sie lächelnd, aber ihre Augen lächelten nicht mit. Sie wirkte müde und angestrengt, versteinert. Dabei war sie die lebendigste Frau auf der Welt.
Ich hasse Unterhaltungen, Chrissie, sagte ich; warum können wir nicht ein Stündchen miteinander verbringen, ohne uns zu unterhalten?
Wir könnten etwas zusammen unternehmen, schlug sie vor.

Ich erschrak.

Etwas unternehmen? Ein neues Feld erschließen, mit ganz neuen Koordinaten? Was würde aus meinem Feld werden? Es existierte ja nur dank der unermüdlichen Sorge, die ich für es trug. Wenn ich es im Stich ließ, würde es aufhören zu existieren.

So war das mit meinem Feld. Schon jetzt war es mitunter gar nicht existent.

Eine Sekunde erlebte ich, wie ich einfach einen Ausflug machte. Mit Chrissie ins Grüne fuhr. Mich mit Chrissie im Grünen amüsierte.

Lieber keinen Ausflug, Chrissie, sagte ich, hilflos, weil ich keinen Grund angeben konnte. Ich konnte doch nicht sagen, ich muß etwas bewachen, von dem ich möchte, daß es existiert, und ohne mich existiert es nicht.

Oder wir kochen, schlug sie freundlich vor.

Lieber nicht essen, sagte ich hastig. Ein guter Wächter blieb hungrig.

Hätte sie mich gefragt, was mit mir los ist, hätte ich antworten müssen, ich balanciere am Abgrund. Und hätte sie mich gefragt, was mußt du bewachen, dann hätte ich gesagt, es handelt sich um mein Glück. Hätte sie mich gefragt, um was für ein Glück es sich handelte:

Glück ist Glück, hätte ich gesagt.

Ach, Chrissie!

(18) CHRISSIE ERZÄHLT

Im Fernsehen hatte E. ein Interview mit einer Frau gesehen, die sich mehreren Schönheitsoperationen unterzogen hatte, eine davon an ihren Narben, eine andere an ihren Brüsten. Ihrer Schilderung zufolge hatte die Frau ihre Brüste großzügig gezeigt; ihr Mann hatte daneben gestanden.

Er war glücklich über die neuen Brüste, erzählte E., und das hatte sie fasziniert. Es faszinierte sie, daß er, der offenbar ein höchst individuelles Glück gesucht, es in diesem stereotypen, kommerziellen, durch und durch künstlichen Ergebnis gefunden hatte.

Ich habe mich in ihm wiedererkannt, erzählte sie.

Sie mochte ihn nicht, vom Aussehen her, aber wenn er sprach, war er lebendig, eine Person mit eigenen Vorstellungen. Er dachte nach, ehe er sprach, dann sprach er aus, was er gedacht hatte. Er formulierte mit Bedacht.

Nicht daß sie sich darin erkannt hätte! Aber er verstand sich zu artikulieren. Er war imstande, seine Vorstellungen vom Glück zu erläutern.

E. fand das erstaunlich, wer verfügte schon über die nötigen Worte und hatte Lust dazu? Nicht nur glücklich zu sein, sondern sich vom Glück eine Meinung zu bilden, dank derer er mitreden und sich in die große Debatte einklinken konnte; aber nicht weil er gebildet, sondern weil er glücklich war, das war der Punkt; darin war seine Kompetenz begründet. Sein Verstand stellte lediglich die Worte zur Verfügung, aus einem gewissen Interesse, versteht sich, einer nicht zu leugnenden Lust an der Darstellung. Sie hatte sich in diesem Interesse wiedererkannt. Sie selbst tat nichts anderes, als ihre Vorstellung vom Glück zu formulieren – weniger mitzuteilen, gab sie lachend zu; denn wer wollte es schon hören. Komischerweise hatte sie dabei das gleiche Gefühl, einem existierenden Glück Worte zu verleihen, wie der Kollege im Fernsehen; dabei war sie alles andere als glücklich. Und so sehr war sie an das Monologische daran gewöhnt, daß sie ein tiefes Schuldgefühl empfand, wenn sie ihre Vorstellungen doch einmal einem Gegenüber vortrug, so als hätte sie sich entblößt oder, schlimmer, den Vertrag zwischen sich und ihrem Glück gebrochen; es für die miserable Befriedigung, bestaunt zu werden, geopfert. Sie bewunderte diesen Mann, der in aller Öffentlichkeit und ohne jede Furcht formulierte, was für ihn Glück war. Seine Ansicht war ein integraler Bestandteil seiner Person; das konnte man sehen. Warum sollte er Angst haben, etwas zu verlieren?

Ich fand den Mann erstaunlich, sagte E.

Die Frau hatte sie einfach häßlich gefunden: rundlich und verlebt, und zwar so, daß man das Verlebte aufs Rundliche bezog und umgekehrt. Vielleicht kam das ja von den Narben – die sie übrigens nicht gezeigt hatte –, daß sie nicht in der Achse, aber in der ganzen Topographie ein bißchen verzogen wirkte. E. hatte auch Narben, und sie brauchte sie nicht zu sehen, um zu wissen, was sie anrichteten. Außerdem war sie Frauen gegenüber höllisch ungerecht.

Männern gegenüber höllisch nachsichtig.

Diesen Mann, der ihr äußerlich gar nicht gefiel, fand sie erstaunlich. Wer vermochte schon sein Glück als Glück zu formulieren? Wer konnte nicht nur sagen, ich möchte einen Mercedes haben, vielmehr, ein Mercedes würde mich glücklich machen? So etwas zu sagen, erklärte E., erforderte geradezu ein theoretisches Bewußtsein, ein Bewußtsein davon, daß es den Mercedes und daß es Glück gab. Daß man das eine auf das andere beziehen und darüber hinaus noch mit der Hierarchie spielen konnte. Normalerweise war das Glück ja erhabener als der Mercedes, aber irgendwo auch der Mercedes erhabener als das Glück, zumindest konnte man sich das vorstellen. Zu Ende gedacht, erforderte das Bekenntnis ein Bewußtsein von den imaginären Qualitäten dieses Autos. Die gingen in seinen »guten Fahreigenschaften« oder der sprichwörtlichen Verlässlichkeit nicht

auf, und sie erschöpften sich auch nicht im Distinktionsgewinn, wie man das Imaginäre eines Mercedes soziologisch bezeichnete. Vielmehr bedeutete es, so behauptete jedenfalls E., daß man sich an der Abstraktion als Abstraktion erfreute, den Mercedes also nicht bloß auf seine konkreten Vorzüge, sondern zugleich auf die spirituelle Welt, in der die abstrakten Begriffe zu Hause waren, also gewissermaßen nach vorn und sogar nach oben bezog. Man erfreute sich dabei weniger an dem, was der Begriff versprach, als vielmehr an seiner Abstraktheit. Und mitnichten verwechselte man das eine mit dem andern, sonst – wenn man nämlich das spirituelle mit einem materiellen Glück verwechselte – konnte es keine Quelle von Glück werden.

Und das alles sollte dieser armselige Mann zustande bringen, dieser hochgradige Otto Normalverbraucher, der da glückstrahlend neben seiner Frau stand, die ihre frischoperierten Brüste hin- und herschwenkerte wie das Elefantenkind seinen Rüssel!

E. schwur Stein und Bein, daß es sich genau so verhielt.

Er hatte Interesse an Philosophie, behauptete sie cool; nicht nur an Brüsten.

Glück, wenn man es denn empfand, bedachte und artikulierte, war seiner Natur nach theoretisch. Man konnte es nur auf etwas beziehen, was seiner Natur nach ebenfalls theoretisch war. Zwischen Brüsten und Glück mußte also ein Drittes vermitteln, das als Brücke funktionierte und das Inkompatible – kompatibel machte; ein Adapter, sozusagen. Zwar konnte jeder beliebige über den Mann sagen: Er ist glücklich über die Brüste seiner Frau. Sollte er es aber von sich sagen können, dann mußte etwas in ihm oder aber in den Brüsten die Rolle dieses Dritten übernehmen; sei's daß er selbst sich für Reflexionen im Grunde mehr interessierte als für Brüste, sei's daß diese theoretischer waren, als sie aussahen.

Das ist es, sagte E., selber überrascht.

Weil die Brüste der Frau durchdacht und umgemodelt worden waren, war es keine Kunst, sie auf so etwas wie Kunst zu beziehen. Wieviel Gedanken waren in die Planung eingegangen, wieviel Ästhetisches war im häuslichen Tête-à-Tête gedacht, im Sprechzimmer des Arztes ausgebreitet worden! Die Operation wäre also die Voraussetzung für die Reflexion, den Bezug der Brüste auf eine so hochtheoretische Empfindung wie Glück gewesen; kein ›Trotzdem‹, sondern ein ›Deshalb‹.

Wobei der Busen als Auslöser für ästhetische Erwägungen – man wußte jetzt nicht genau, dieser Busen oder irgendeiner auf Bildern, über den man unbefangener nachdenken konnte – und die Operation mit ihrem Drumherum als praktische ästhetische Erziehung funktioniert hatte. Er wäre also immer

schon irgendwie theoretisch gewesen und die Schönheit im groben ganzen die Verbindung zum Glück. Wobei man das Drama zwischen Schönheit und Glück noch im einzelnen verfolgen konnte. Auch das Verhältnis von Auslöser und Voraussetzung war nicht ohne Interesse, zumal in diesem Fall, wo real gewordene Brüste die Voraussetzung für geradezu metaphysische Überlegungen geliefert und Immaterielles, Wünsche, den Auslöser für die Veränderung realer Brüste gebildet hatten. Frage, ob es auch immaterielle Voraussetzungen und reale Auslöser gab, und dann kam natürlich noch der unendliche Regreß ins Spiel beziehungsweise der unvorstellbar exakt zu bestimmende Zeitpunkt, über den man redete.

Na, ich weiß nicht, sagte ich lahm. Handelte es sich eigentlich um eine Brustverkleinerung oder um eine Brustvergrößerung?

Um eine Vergrößerung natürlich, meinte E., sonst hätten sie sie ja nicht im Fernsehen gezeigt.

Und, fragte ich, waren sie schöner geworden? Du weißt doch, im Sinne des Vorher und Nachher. Bestimmt haben sie die Aufnahmen gezeigt.

E. zögerte.

Ich verstehe nichts von Busen, gab sie zu. Mir kamen sie mißglückt vor, und daß sie ihn aus allen Perspektiven zeigten, wie eine Demonstration des Mißglückens. Das war ganz komisch: Ich *hörte*, wie das Ergebnis gerühmt wurde, aber das *Zeigen* kam mir wie eine Demonstration des Mißglückens vor.

Daß sich nichts entzündet hatte, ist doch noch kein Beweis des Gelingens, sagte sie entrüstet. Oder daß man die Narben nicht sieht.

Was war denn nun mißglückt?

Fakt ist, sagte sie, daß sie alle hochzufrieden waren: die Frau, ihr Mann und auch der Chirurg. Mir kamen die Brüste sehr verschieden vor, ungleich, sowohl in der Größe als auch in der Form. Ich fand, sie sahen aus wie Tropfen, die zu lange am Wasserhahn gehangen haben, oder wie Wasserbomben, solche gefüllten Luftballons, wie die Kinder sie vom Balkon werfen und die dem Gewicht des ungewohnten Inhalts nachgeben, dabei aber eine beträchtliche Größe und ein beträchtliches Gewicht erreichen. Ich habe mal gesehen, wie eine solche Bombe die Windschutzscheibe eines Autos durchschlug. Peng!

Sie lachte.

Daran mußte ich denken, als ich die gelungenen Brüste der Frau im Fernsehen sah. Kurz, ich fand sie das Gegenteil von veredelt, nämlich zugleich künstlich und natürlich, sozusagen naturalistisch, roh.

Aber es ging ja auch um eine Vergrößerung und nicht um eine Veredelung, gab ich zu bedenken.

Mit Brüsten dieser Größenordnung habe ich keine Erfahrung, räumte sie ein. Aber so groß kamen sie mir gar nicht vor, nur roh.

Also waren sie wahrscheinlich ideal, schloß sie resigniert.

Ich jedenfalls, fügte sie abschließend hinzu, fand sie außerordentlich abstoßend.

Vielleicht warst du nur neidisch, sagte ich.

Bestimmt war sie neidisch. Aber sie beneidete die Frau nicht eigentlich um ihre tierhafte Seite; denn wie ein Tier sah sie aus, ledrig, und mit diesem falsch platzierten Euter, dem man von allen Seiten einen Stubs geben konnte, so daß es hin- und herschwappte. Sondern sie beneidete sie um ihren warmen, zärtlichen Bezug zu ihrem Körper. Auch wenn der eben gar nicht hübsch, sondern auf eine befremdliche Weise tierhaft war: der Bezug war hübsch.

Ach, E., du bist einfach hoffnungslos abstrakt, sagte ich lachend.

Mir fehlt dieser Bezug, sagte sie. Eine tierhafte Seite habe ich auch, vielleicht mehr als diese Frau. Aber dieses einfache Ja zu mir bringe ich nicht zustande.

Und der Mann? fragte ich ablenkend. Und der Mercedes?

Der Mann hatte auf die Brüste seiner Frau gezeigt. Sie waren, um es in einem Stereotyp auszudrücken, groß, schwer und dunkel. Wenn sie sich nach vorn beugte, baumelten sie, fielen sozusagen »schwerreißend vom Löffel«. Wenn man sie bewegte, kehrten sie dank der ihnen innewohnenden Schwerkraft und der ihnen eigentümlichen Elastizität immer wieder in die alte Position zurück.

Vielleicht war dies überhaupt das Geheimnis der Brüste: man kam ihnen nicht näher. Offenbar verstand auch der Operateur unter »gelungen«, daß sein Produkt das allgemeine Geheimnis der Brüste teilte, es auf den Punkt brachte; bei ihm war also auch dieser gewisse Ehrgeiz mit im Spiel.

Je mehr sie sich präsentierten, desto strenger blieben sie auf sich bezogen. Man mochte noch so sehr an ihnen herummachen, man blieb außen vor, ein Zuschauer, im besten Fall ein Bewunderer, im allerbesten ein Sachverständiger. Man wurde nicht eins mit ihnen.

Der Ehemann aber hatte glänzende Augen.

Solche Brüste habe er sich immer gewünscht, sagte er.

Solche Brüste! sagte er.

Und: *sich!*

Er habe sie also *haben* wollen und sie bekommen, Donnerwetter. Was er wollte, war eine Frau, die ihr Geheimnis in ihren Brüsten zur Schau trug. Und genau das hatte er bekommen; so etwas kam selten vor. Der Unterschied zum bloßen Wollen bestand darin, daß er das Unnahbare bestaunen und betasten konnte. Unnahbar blieb es, dieser Vorzug wurde beim genaueren Hinsehen

nicht gleich zuschanden. Das war erstaunlich, und man konnte es nicht hoch genug einschätzen bei einer so zugewandten, freundlichen Frau, die auf Wünsche einzugehen verstand und deren Haupteigenschaft offenbar ihre Kooperations- und Kompromißfähigkeit war. Autonomie war und blieb die Haupteigenschaft ihrer Brüste, so daß man mit ihnen umgehen und sich zugleich nach ihnen sehen konnte. Nichts anderes hieß doch »spielen«, nicht wahr?

Der Mann hatte es schlichter ausgedrückt, und das hatte ihn und seine ganze Einstellung sympathisch gemacht. Sein Kommentar war im Grunde ein dankbares Staunen, dem nichts Ungläubiges, nichts Imperialistisches anhaftete. Er staunte, daß die Brüste, die er stets bewundert hatte – da, wo man sie eben bewundert: auf Plakaten, in Illustrierten, im Fernsehen –, daß die jetzt sozusagen seine Brüste waren. Sie hatten seine Frau veredelt, und natürlich hatten sie auch ihn veredelt. Aus seiner Frau hatten sie ein erotisches Subjekt und aus ihm einem Philosophen gemacht. An ihrem unverbrüchlichen Geheimnis lag es, daß er dabei ein Mann geblieben war. Dabei waren sie natürlich selbst auch edler geworden. Das sollte man nicht vergessen.

Er liebte übrigens seine Frau wirklich. Er hatte sie auch mit ihren alten Brüsten geliebt, natürlich, und sie waren ja nicht häßlich gewesen, nur ein bißchen klein. Aber mit der Operation war sozusagen die Metaphysik in sein Leben getreten.

Das mit den Narben sah er ein bißchen anders als sie, aber auch er war kompromißfähig. Seinetwegen hätte sie die Kaiserschnittnarbe nicht polieren lassen müssen, sagte er, und sie hatten ja auch das Kind dafür bekommen. Aber die Brustvergrößerung war ein Herzenswunsch von ihm. Gleichwohl hatte sie sie nicht bloß für ihn, sondern ebenso sehr für sich und irgendwie auch für ihre Brüste unternommen. Sie schienen sich darin außerordentlich einig zu sein, der Mann, die Frau und die Brüste. Nicht weil die Frau einen neuen Mann wollte, hatte sie ihre Brüste verändert – oder weil sie verhindern wollte, daß er sich eine neue Frau suchte –, sondern gemeinsam hatten sie die Brüste gewollt und damit eine neue Dimension in ihr Leben gebracht, einen dritten Bezug. Es gab in ihrer Beziehung jetzt nicht mehr nur Mann und Frau (und ein fremdes Kind), sondern auch Schönheit. Und tatsächlich hatte die Frau bereits an weitere Operationen gedacht.

Komisch, daß das Kind nicht erwähnt wurde, sagte ich.

Nur der Kaiserschnitt, sagte E., beziehungsweise die Narbe.

In der Freude des Mannes lag etwas Hochreligiöses, schloß E. nun wohl zum hundertsten Mal. Es war die Freude des Staunens, die Freude über ein Wunder, eine ergriffene Freude; Epiphanie, die Freude über die *Ankunft*.

Und der Chirurg, lenkte ich ab, der war doch ebenfalls in der Glotze.

Er hatte die ganze Reportage über daneben gestanden, die Demonstrationen geleitet und die Operation erklärt, auch er voller Stolz über deren Gelingen. Nicht nur das Ergebnis war ein Kunstwerk, hatte er betont, auch die Operation war Kunst.

Kunst war, bei einer ganz und gar durchdachten Sache im rechten Moment Spontaneität walten, sich zum Beispiel von der ursprünglichen Form der Brüste leiten zu lassen und durchaus ein wenig verspielt zu handeln; er hatte es nämlich ebenfalls mit dem Spielen.

Natürlich alles in Grenzen, hatte er deutlich gemacht, aber der größeren der beiden Brüste dabei einen spielerischen Schubs verpaßt.

Und als Person ? fragte ich neugierig.

E. schüttelte den Kopf.

Sie glaubte nicht, daß er sich im echten Leben für Brüste interessierte. Handwerklich und finanziell durchaus. Aber er schien komplizierte und kostspielige Sportarten vorzuziehen, und ob er auf Männern stand oder auf Frauen, da hätte sie sich nicht festlegen wollen.

Er war der elastische, alterslose, knochentrockene Typ, sagte sie. Du weißt schon.

Ich nickte.

Er liebte seinen Sport, aber er liebte ebenso sein Handwerk, so daß man sagen konnte, er liebte Brüste. Auch er betrachtete sie gewissermaßen zärtlich. Aber nicht so, wie ein Mann die Brüste eines Models auf einem Plakat anstiert, sondern mit einer durch und durch praktischen Fröhlichkeit; ohne Sehnsucht.

Du hast ja fleißig über den Chirurgen nachgedacht, sagte ich.

Er war ein vollkommen asexuelles Wesen, sagte E.

Irgend etwas hatte sie berührt, an der Frau, ihrem Mann und an dem Chirurgen. Vermutlich war es die einträchtige Art, in der die drei sich vor der Kamera präsentiert hatten. Das war Futter für ihre Harmoniesucht, ihre Projektsucht, ihre Sehnsucht nach Symbiose gewesen! Ich wußte, wie sie an der Quadratur des Kreises arbeitete; Leben und Lieben, beides als äußerste Selbstlosigkeit, als ununterbrochene Tätigkeit gefaßt, ohne Hierarchie, aber mit allem Drum und Dran, Hörigkeit, Vollkommenheit und so weiter.

Ein permanentes Spiel im Sandkasten eben.

Ich fand es toll, wie der Mann zu sich stand, sagte E. verträumt.

Und die Frau ? fragte ich.

Ach die, sagte E.

(19) E. ERZÄHLT

Peu à peu tauchte ich wieder auf.

Ich überraschte mich dabei, daß ich ein Buch las; erst einen Krimi auf französisch, dann ein Buch über Auschwitz und dann noch ein ganz schlechtes Buch.

Der Kriminalroman spielte in den französischen Seealpen und ich sogleich mit dem Gedanken, in den Sommerferien dorthin zu fahren. Wer weiß, vielleicht sah ich einen Wolf; vielleicht bekam ich ja einen zu Gesicht. Ich roch den Duft von Lavendel, von Thymian und Rosmarin, den trockenen Duft der Provence und spürte das zarte Licht, das durch das Kuppelzelt fiel, hell, wenn das Wetter schlecht, gedämpft, wenn es sonnig und heiß war – es war *mein* Zelt, von niemandem sonst trug es Spuren. Kein Bedürfnis nach Wärme oder Nähe hauste darin, nicht ein einziger lasziver Gedanke brach sich Bahn, auch kein sehnsuchtsvoller Traum, der sich als Botschaft aus dem Innern aufgespreizt und meinem Tag eine verhängnisvolle Richtung verpaßt hätte. Dabei hatte ich mit meinem Liebsten orgiastische Tage und Nächte im Zelt verbracht. Aber das war eben nur die eine der beiden möglichen Existenzformen gewesen, zu zweit, eine dritte – ich erinnerte mich – war im Kuddelmuddel der Freundinnen. Nicht im entferntesten machten die drei sich Konkurrenz oder bestritten einander die Berechtigung. Ich kannte Momente finsterster Einsamkeit, aber nicht an einem Ort, wo ich die Füße jederzeit ins Gras setzen und die Nase in den Wind halten konnte und die Haushaltsdinge da erledigte, wo ich ohnehin zu arbeiten pflegte und am liebsten gelebt hätte: in aller Öffentlichkeit.

Wenn ich von der Welt nur durch die hauchdünnen Zeltwände getrennt war, wurde ich ganz Ohr und Auge, ganz Sinne. Ich gab die zentrale Orientierung auf, die auf das Innerste des Körpers, und richtete mich in den peripheren Organen ein, die für den Kontakt mit der Außenwelt zuständig waren, den kleinen Grenzverkehr bewerkstelligten. Ich schaltete um: vom Wahrheits- auf den Wahrnehmungsanspruch, nicht von Philosophie auf Leben, sondern auf Askese, von Konstruktion auf Rezeption (vielleicht weil ich in der ersteren bereits enorme Fortschritte gemacht hatte, mein Kopf ein Hohlkörper, der Körper kaum mehr als eine Bewegung).

Wenn ich auf den Spuren des Wolfsmenschen reiste, würde ich nicht eine Minute allein oder unbeschäftigt sein.

Den Bericht über Auschwitz las ich in einem Zug, und die hunderttausend Bücher, die ich über das Vernichtungslager gelesen hatte, blättern sich in meinem Gedächtnis auf. Es gab diese Abteilung in meinem Kopf, auch wenn ich mit ihr in letzter Zeit nicht in Berührung gekommen und mir ihrer Existenz nicht

mehr gewiß war – war sie mir abhanden gekommen (oder hatte ich mich gegen sie entschieden)? Man merkte es immer erst zu spät. Abgekapselt hatte sie den Aufruhr überstanden. Ich traf auf die alten Kenntnisse und Gefühle, knüpfte Erinnerungen an Erinnerungen. Sogleich verfiel ich ins Pläneschmieden, entwarf eine Abschußreise mit den Abiturienten nach Bergen-Belsen.

Ich hatte einen Krimi und einen ganz schlechten Roman gelesen, und dann in einem einzigen Zug ein Buch über Auschwitz. Damit man mich nicht mißversteht, es ging nicht um die Welt der Bücher. Von dieser Lebensform war ich meilenweit entfernt; bin noch zu unruhig, sagte ich mir. Es ging wie immer um mein Leben. Aber ich spürte, wie ich mich erholte. Ich war noch nicht gesund, aber es ging bergauf, und ich beschloß, an S. nur noch zu denken, wenn ich an S. denken *wollte*.

S. war ein Planer, ein Stratege. Aber in meinem Leben war er ein Zufall geblieben; ich ein kontrolliertes, beherrschbares Teilchen in seinem. Kurz, es war nichts daraus entstanden.

Wohlgemut machte ich einen Spaziergang in den Wald, und schon nach den ersten Schritten hatte S. sich zu mir gesellt; die Schultern breit, die Arme leicht gerundet, die Finger dicht bei dicht. Auf liebe und angenehme Weise stellte sich das Trugbild ein, so als hätte mich ein verlässlicher Freund eingeholt, unter wohltuende Kuratel gestellt; als wäre die Welt nicht aus den Fugen geraten, sondern in die alte, die richtige Lage zurückgekehrt.

Ich fühlte mich vervollständigt, nicht im mindesten verfolgt.

Er ging mit seinem Körper so um, wie er ihn von Gott entgegengenommen hatte: damit er bei ihm existierte, nicht damit er ihn unablässig gebrauchte. Er rannte nicht, ging vielmehr geruhsam, ein wandelnder Schild, nicht ein verdünntes Sein. Nicht eilfertig oder beflissen wie ein Sklave, drückte seine Haltung aus; hin- und herspringend wie ein Lohndiener. Kein Verwalter von Interessen oder Vermittler zwischen Interessenten, sondern ein Verweigerer; dafür ein wandelnder Schutz. Ein Sein, keine Funktion. Und wenn überhaupt ein Diener, dann einer der Bewegung, ein Partisan des Gehens nach Gesetzen, hingegeben an alles, was sich noch langsamer gestalten ließ, in radikaler Weise entschleunigt. Nicht langsam, aus dem Stillstand kommend und sich allmählich in Bewegung versetzend, im Gegenteil vom Schnellen ausgehend und es in Stille zurückverwandelnd, in Kraft, nicht Stehendes in Bewegtes, sondern Bewegtes in Gebändigtes. Auch an allem eher als am Beschützen interessiert, vielmehr am Schutz, und auf alles eher achtend als auf die Schutzbefohlene, auf einen Vogel, zum Beispiel, ein Blatt, eine redende Spur, und deshalb besonders fürsorglich, ein Sein eben.

Ich zügelte mein Bedürfnis, vor- und zurückzulaufen, aus purer Freude, wie ein Hündchen.

Augenblicklich gab ich den Stoffwechsel mit der Natur auf und schaltete um auf Stoffwechsel mit S.

Ich träumte.

Aus der Tiefe ihrer Zusammenhanglosigkeit, ihrer Zufälligkeit tauchte die Erinnerung an einen Spaziergang an der Elbe auf, und im Nu war mir alles verleidet. Ich wollte nicht mehr spazieren gehen, weder allein noch mit dem geträumten Mann an meiner Seite. Ich wollte auch keine Tiere sehen; *surtout* keine Vögel.

Ich wollte keine Tierbeobachtungen mehr machen.

Mich keiner entschleunigten Bewegung hingeben. Nirgendwo hingehen.

Ich stellte fest, ich hatte in glücklicher Amnesie gelebt

Mit dem Lesen war es schon wieder vorbei. Die Tür zum unendlichen Verweisungszusammenhang Auschwitz hatte sich geschlossen. Es arbeitete in mir. Alle Hände voll hatte ich damit zu tun, mich auf meinem ureigenen Terrain zu behaupten, die Zügel nicht gänzlich aus der Hand zu geben, mich mit einem Minimum an Subjektivität auszustatten, damit ich noch »ich« sagen konnte. Die Bedürfnisse, die S. in mein Leben hineingetragen hatte, das Anlehnungs-, das Einnistungs-, das Verschmelzungsbedürfnis, mußte ich zur Kenntnis nehmen. Ich mußte mich mit ihnen auseinandersetzen, auch wenn mir dabei klar werden sollte, daß mein Leben einer eigenen Begründung entbehrte. Aber es war *mein* Leben, und es brauchte einen Grund. Vielleicht war es ja so, daß S. für mich und alle, die ihn liebten, eine Verkörperung wesentlicher Bedürfnisse war, daß er aber nichts von dem, was er verkörperte, wirklich besaß. Ich dagegen, die nichts besaß, hätte womöglich eine wesentliche Verkörperung sein können von anderem als Bedürfnisse.

Komisch, als ich noch glücksversessen war, galt ich als zugewandt und herzlich; seit ich mich um Schadensbegrenzung bemühte, meinen Phantasien Einhalt gebot, die Träumereien auf die Stunde vor Mitternacht zu beschränken suchte, als egoistisch und irgendwie fanatisch. Als unfreundlich und finster.

Lächeln, sagte S., wenn wir übten.

Wann war ich umgeschlagen? Seit jenem billigen Streit auf der Fähre, wo ich nicht weglaufen konnte und S. auch nicht? Oder seit dem dummen Mißgeschick mit der Sauce, als ich mich – er sagte ihn – bis auf die Knochen blamiert hatte? Oder seit dem Wendemanöver auf der engen Straße? Er fühlte sich bei mir im Auto nicht mehr sicher, behauptete er. (Aber das war nur, weil er selbst den Boden unter den Füßen verloren hatte.)

Oder aber nachdem ich allen feierlichen Bekundungen zum Trotz in Tränen ausgebrochen war und mich damit nicht besser als meine zahllosen Vorgängerinnen erwiesen hatte, die ebenfalls nicht weinen wollten und es dann doch getan hatten? Seit sich also so etwas wie ein reales Leben entwickelt hatte? Es hatte meine Träume widerlegt, den Traum von der unbedingten Zweisamkeit ebenso wie von, der tapferen Einsamkeit. Die erstere war in Wirklichkeit ganz anders, die letztere vom richtigen Leben dagegen nur ein Schatten, noch der selbstkritischste Monolog ein ermüdender, nie an die Wirklichkeit heranreichender Kampf mit sich selbst.

Die Zusammenstöße mit S. waren böse, aber unanfechtbar. Wenn ich stritt, mich schämte, angebrüllt wurde, träumte ich nicht.

Ich war das Träumen leid.

Wie geht's, fragte Faro, der mich überraschend besuchte. Er umarmte mich. Faro hatte einen festen Platz in meinem Herzen. Aber er verstand nicht, was ich an seiner Brust murmelte.

(20) TORSTEN ERZÄHLT

Sie hatte mich auf dem Kieker. Ich konnte sagen, was ich wollte, es war immer verkehrt. *Ich* war verkehrt. Dabei war ich vor einer Weile noch nicht verkehrt gewesen, oder sie hatte mich an der Nase herumgeführt, aber dazu fehlte ihr eindeutig die Kraft.

Vielleicht wäre ich ja richtig gewesen, damals, als sie keine Kraft hatte.

Vor dem puren Gedanken schrak ich zurück.

Wenn ich sie auf den Wechsel in unserer Beziehung ansprach, wurde sie böse.

Böse, das hieß bei ihr leider: belehrend. Hätte sie zu schreien oder zu toben angefangen, dann hätte ich sie in den Arm nehmen können. Um sie zu beruhigen, versteht sich.

So richtig konnte ich auch nicht aus meiner Haut.

Ich kann dir gar nichts mehr recht machen, sagte ich in der absurden Hoffnung, sie würde mir eine Aufgabe zuweisen, von so abenteuerlicher Schwierigkeit, daß wir die Koordinaten unseres Lebens darüber vergaßen: wen wir liebten, wo wir gebunden waren und so weiter.

Ich liebte solche Augenblicke des Vergessens. Sehenden Auges, das ging nicht. Aber sie dachte nicht daran zu widersprechen, und schon gar nicht stellte sie mir eine Aufgabe. Sie wollte nicht geholfen kriegen.

Von mir schon gar nicht. Von ihrem Freund Bernhard vielleicht. Aber von mir am allerwenigsten.

E., sagte ich leise, warum?

Nur die Antworten haben einen Sinn, die man sich selbst gibt, sagte sie belehrend; ich kannte diesen Ton und ertrug ihn bei ihr nur, weil ich ihn für nicht echt hielt. (An dem Tag, an dem ich mich von seiner Echtheit überzeugt hätte, wäre E. kein Problem mehr für mich gewesen.)

Wird einem die Antwort geschenkt, ergänzte sie, nützt sie nichts. Man nimmt sie so in Empfang, wie man ist. Du kannst es auch anders ausdrücken: Man versteht sie nicht.

Da war er, der Einwand gegen meine Person. Ich sollte mich ändern. Früher war ich recht gewesen.

Um sie zu verstehen, müßte man nämlich über seinen Schatten springen, sagte sie.

Aber das kannst du nicht, wollte sie sagen. Der vollständige Text lautete: Wenn du mich liebst, kannst du dich ändern (aber du liebst mich eben nicht). Oder, weil du dich ändern wolltest, hast du dich in mich verliebt (aber du kannst eben nicht).

Du wirst dich nie ändern, das war die Botschaft. Sie traf und traf nicht. Aber weh tat sie in jedem Fall.

Wenn ich die Antwort wüßte, würde ich doch nicht fragen, murmelte ich.

Dann arbeite an der Frage, sagte sie ungeduldig.

Haben wir nicht immer gesagt, daß es opportunistisch ist, sich nach den verfügbaren Antworten zu richten? Ich hätte gedacht, du mit deinem Rigorismus wärest als erste dagegen.

Sie merkte sofort, daß ich um gut Wetter bemüht war. Durch ihren Beruf war sie mit allen Formen der Heuchelei vertraut, man konnte ihr nichts vormachen. Trotzdem war sie – na ja, sie hätte allen Schutz der Welt gebraucht.

Sie meine nicht verfügbare Antworten, sondern richtige Antworten, erklärte sie kühl.

Richtige Antworten, erklärte sie, erkannte man an ihrer Einfachheit. Wenn sie so einfach waren, daß man sich fragte, warum man nicht schon früher darauf gekommen war, dann waren sie richtig. Richtige Antworten machten den Eindruck, als hätten sie schon immer, direkt vor einem, auf der Straße gelegen; man hätte sie nur aufheben brauchen.

Das war die Auskunft für Anfänger. Ob ich auch die Erklärung für Fortgeschrittene wollte?

Natürlich wollte ich.

Auf die Antwort kommen hieß, merken, daß man sie schon immer gewußt hatte. Es hieß, einen Zugang zum eigenen Wissen bekommen, sich das Gewußte klarmachen, nicht etwas spektakulär Neues erfahren.

Es hieß, sich den praktisch-ethischen Bezug zur eigenen Person klarmachen.

Du und praktisch-ethischer Bezug ? fragte ich entgeistert.

Aber sie meinte natürlich nicht die Antwort auf die famose Frage »Was soll ich tun ?«, sondern so etwas wie die Aufgabe des Widerstands gegen die Wahrheit.

Letztendlich bedeutete es natürlich, daß man die Frage kapierte.

Es gab auch eine Auskunft für Philosophen. Keine akademischen, sondern echte Philosophen wie sie. Ob ich die auch wollte ?

Eigentlich wollte ich nicht, aber das spielte keine Rolle.

Wäre die Antwort wirklich neu, erklärte sie – und jetzt war die Aversion gegen mich wie weggefegt, sie war strahlender Laune –, dann wäre es unmöglich, ihren Wahrheitsgehalt zu bestimmen. Sie schien diese Aussicht wirklich aufregend zu finden. Es gäbe keine Möglichkeit, sie richtig oder falsch zu nennen. Ob ich das verstand ?

Sie war in ihrem Lieblingsgebiet, Erkenntnistheorie, angekommen und schoß darin herum wie ein munterer Fisch in seinem Aquarium.

Nein, sagte ich.

Neu, sagte sie, wäre gleichbedeutend mit willkürlich. Willkürlich gleichbedeutend mit sinnlos.

Erkenntnistheoretisch sinnlos vielleicht, sagte ich aufs Geratewohl – ich hatte den Begriff noch nie verwendet –, aber doch nicht wirklich. Ich merke es ja, ob eine Antwort stimmig ist, ob sie mich einen Schritt voranbringt oder, wie du sagst, sinnlos ist. Das hängt von meiner Erfahrung ab, aber zum Beispiel auch davon, wie weit meine Kompetenz sich auf Unbekanntes erstreckt; ob ich neugierig bin, verstehst du ?

Einerseits merkst du es logisch, dann hat es nichts mit Wahrheit, nur mit Widerspruchsfreiheit zu tun. Kommt die Erfahrung hinzu; für manche ist vieles noch sinnvoll, was für andere schon willkürlich ist, weil ihnen das intellektuelle Vertrauen fehlt, eben die Neugier.

Oder aber, ergänzte sie träumerisch, die Wahrheitsfindung lief über ganz andere Kanäle als über den Verstand. »Richtig« und »falsch« gäbe es nicht, nur Dinge, die man miteinander teilt. Wahr wäre, was man miteinander zu teilen imstande ist, falsch, was sich sperrt. Es gäbe auch keine Antwort und keine Frage, nur einen entfremdeten Kommentar, der das, was mit dem Verstand nichts zu tun hat, nachträglich in den Griff zu kriegen sucht; eine unnötige Anstrengung, solange es läuft, eine ohnmächtige, sobald es schiefgegangen ist.

Plötzlich war mir, als hätte sie meine Frage beantwortet: Sie war verliebt.

Es war, wie sie gesagt hatte: Ich konnte die Antwort nicht ertragen, aber ich wußte sie trotzdem. Ich hatte die richtige Frage gestellt.

Sie war verliebt, und zwar nicht in mich.

Weil sie verliebt war, pfiff sie auf Erkenntnistheorie, schwärmte von anderen Möglichkeiten als denen des Verstands. Mir war die Erkenntnistheorie an sich egal, ihr nur, weil sie sich verliebt hatte.

Ich pfiff ohnehin darauf, und ich hätte mich durchaus in sie verlieben können.

Oh, ich verstand sie gut, wir waren einander ziemlich ähnlich!

Zum Beispiel glaubte sie, daß ich sie gar nicht um ihrer selbst, sondern um meinetwillen liebte. Aus Selbstliebe. Und damit aus niederen Motiven. Nicht weil sie so war, wie sie war, sondern weil ich so war, wie ich war. Ihr zufolge war ich vor allem eins: süchtig, ein Liebender zu sein (das war in ihren Augen wie eifern, nicht streben). Mit meiner Liebe wollte ich sie erobern, glaubte sie. Wenn man ein Eroberer war, dann mußte es jemanden geben, den man erobern wollte. Das war wie im Krieg. Wie im Kolonialismus war, daß es dabei um die Erweiterung meiner Person ging; sie wollte gar nicht von Herrschaft reden – von ihr aus um Icherweiterung. Sie hielt das für eine Strategie, und daß sie mir nicht bewußt war, verschlimmerte die Sünde, rückte sie in den Bereich des Verächtlichen. Für das Glück, von mir geliebt zu werden, meinte sie, sollte sie ablegen, was sie ausmachte; sie war nämlich der felsenfesten Überzeugung, daß sie gar nicht mein Typ war. Meine Verliebtheit hielt sie für eine Illusion, um nicht zu sagen für blanken Unsinn. Sie sah ja, daß ich brannte, aber sie glaubte mir einfach nicht. Manchmal mußte sie mitten in einer heiklen Situation lachen, dann haßte ich sie (ich spreche vom Haß der Liebenden, nicht von Haß). Später, als sie anfang, *mich* zu hassen, fand sie in meinem Irrtum einen bösen Sinn: je weniger ich sie mochte, einen desto besseren Grund hatte ich, sie auf diese missionarische Weise zu lieben. Dadurch daß ich sie liebte, glaubte ich, würde sie eine andere, sie würde ›mein‹ werden oder ›die Meine‹. Im Grunde war sie überzeugt, daß ich es auf ihre Philosophie abgesehen hatte, und das war ja auch nicht falsch: wenn sie sich von mir lieben ließ, dann würde sie das ganze Zeug, diese Krücken der Selbstbehauptung, nicht mehr brauchen.

Aber dazu hätte sie sich entschließen müssen, mich ebenfalls zu lieben. Und sie liebte einen andern.

Ich hatte keine Ahnung, wen.

So wie die Dinge standen – *rebus sic stantibus!* – war sie verliebt, aber nicht in mich; und ich war tatsächlich auch ein bißchen verliebt, und zwar in sie.

Es ging uns also gar nicht so verschieden. Der Unterschied war nur, wenn ich verliebt war, dann fühlte ich mich wunderbar belebt, ich war lebendig. Ich spürte, daß ich Berge versetzen konnte, und ich fühlte brüderlich. Ich war ein guter Mensch. Wenn *sie* sich verliebte – und ich vermutete stark, daß sie immer verliebt war, meistens in andere und gelegentlich auch in mich –, war sie verwirrt, blockiert, aus den Fugen. Sie war scharfzüngig und ungerecht, mehr tot als lebendig, zugleich ein lebender Vorwurf an alle, von denen sie sich partout nicht helfen lassen wollte. Sie verurteilte die Menschen, die Kompromisse eingingen, für sie hieß das, ihre Liebe opferten oder zerredeten. Am schärfsten verurteilte sie es, wenn jemand Anspruch auf sie erhob, ihr Vorhaltungen und sogar Vorwürfe machte, weil er sie gern hatte. Die von ihr beachtet, gewürdigt, ja geliebt werden wollten, stieß sie systematisch vor den Kopf. Davon abgesehen, trat sie alles mit Füßen, was das Leben zu bieten hatte, was Geduld und Sorgfalt, eine sachkundige Freude am Genuß und ein wenig Ruhe, kurz eine freundliche, sagen wir zum Technischen hingeneigte Neutralität erforderte. Sonne? Wein? Und gute Freunde? Beinahe hätte sie sich bekreuzigt! Ihr Lieblingsschimpfwort war *ersatz*, natürlich kleingeschrieben, französisch. Es gab nichts Schlechtes auf der Welt, räsonierte sie. Nicht einmal ein prügelnder Liebhaber mußte schlecht sein. Aber *ersatz* war immer miserabel.

Ich konnte kein Französisch. In wen mochte sie sich bloß verliebt haben?

Hatte sie wirklich? Sie verliebte sich, wenn nicht geradezu in die unmöglichsten Leute, so in der undurchschaubarsten Weise. Man konnte ihre Entscheidungen absolut nicht nachvollziehen. Sie verliebte sich nicht nach den Regeln der Vernunft, auch wenn man Schönheit, körperliche Anziehung noch zur Vernunft rechnete. Es war einfach nicht klar, nach welchen Regeln sie sich verliebte. Das Schicksal dafür haftbar zu machen war für mich kein gangbarer Weg.

Für sie war es klar wie Klobrühe; *clair et simple*, um es in ihrem Lieblingsfranzösisch zu sagen. Tatsächlich blieb sie immer dieselbe. Und wenn man sich dann anschaute, in wen sie sich verliebt hatte, begriff man gar nichts mehr.

Am gescheitesten wäre noch gewesen, man hätte sich, um wenigstens die Fremdheit zu vermeiden, mitverliebt. Aber das war bei ihrer – wenn ich mich so ausdrücken darf – Objektwahl nicht so einfach.

Alles Gewollte, was Schweiß kostete, war ihrer Ansicht nach sowieso zum Scheitern verurteilt und völlig sinnlos.

Mir war eine finstere Ahnung aufgegangen von der merkwürdig asymmetrischen Symmetrie, in der wir uns befanden – über dem Streß war ich selbst zum Denker geworden! Von meiner Liebe zu ihr war ich nämlich keineswegs überzeugt. Zwar hatte ich immer gespürt, daß ich mich in sie verlieben könn-

te, hatte es aber aus diversen Gründen unterlassen und gehofft, sie würde sich statt dessen in mich verlieben. Dann hätte ich mich ihr gegenüber so verhalten können, wie wenn ich sie auch liebte, und die Dinge wären unter Kontrolle geblieben. Sie hätte mich in ihren Grenzen geliebt und ich, in meiner grenzenlosen Natur, hätte so getan als ob; der Rubikon wäre nicht überschritten worden. Ich hätte ihre Liebe mit der Tatkraft beschützt, derer ich wie kein anderer fähig war, und das Ergebnis wäre schöner gewesen, als wenn ich sie selbst geliebt hätte; denn dann war ich empfindsam und haute auch mal daneben.

Wenn ich sie aber nicht wirklich liebte – nur in der Form eben, daß ich ihre Liebe erwiderte –, dann war es eine Katastrophe, wenn sie nicht mich, sondern einen anderen liebte. Liebte sie bloß mich nicht, konnte sie doch jeden Augenblick damit beginnen, und indem ich meine Liebe zu ihr simulierte, hätte ich erheblich dazu beitragen können. Wenn sie aber einen anderen liebte – und ich sie nicht –, hatten wir überhaupt nichts miteinander zu tun. Es war keine Liebe zwischen uns. Wir waren wie Fremde (denn, das muß ich sagen, Freunde waren wir nicht).

Dieses Nichts erschien mir schlimmer als Eifersucht und schwarzer Betrug. Es hatte Ähnlichkeit mit meinen schwärzesten Stimmungen.

Sie verurteilte übrigens schwarze Stimmungen und litt selbst darunter. Aber sie kämpfte dagegen an, erklärte sie – indem sie sich verliebte, vermute ich –, ich nicht, sonst hätte ich ihr nicht Vorwürfe gemacht, sie mit Forderungen überzogen. Dabei kämpfte ich immer und gegen alles.

Aber das war verkehrt, sagte sie. Sie hatte mich eben auf dem Kieker.

Während ich damit beschäftigt war, meine Erkenntnisse zu verdauen, amüsierte sie sich logisch, sie amüsierte sich königlich. Ungerührt verfolgte sie ihren Gedanken.

Auf die richtige Antwort kommen hieß also mit der irrigen Ansicht aufräumen, man wisse sie nicht. Letztendlich war es eine ethische Frage: wollte man Verantwortung übernehmen oder nicht?

Verantwortungssucht hatte man mir öfter vorgeworfen, daß ich Verantwortung scheute, noch nie. Aber sie verstand offenbar darunter etwas anderes.

Verantwortung übernehmen hieß den Schleier der Undurchdringlichkeit zerreißen, den Schleier der Rätselhaftigkeit, der uns so teuer war.

Nun übertreib mal nicht, sagte ich. Du redest Brokat.

Nein, wirklich, sagte sie begeistert. Das Leben ist nur dann rätselhaft, wenn man sich willkürlich darüber täuscht.

Das heißt nicht, daß du darüber verfügen kannst. Sondern es verfügt über dich!

Über mich hat noch niemand verfügt, wollte ich einwerfen.
Verantwortung übernehmen heißt über sich verfügen lassen. Sie lachte.
Willkürlich heißt, daß etwas nicht notwendig ist. Ebensogut könnte es anders sein, darum wirkt es so kompliziert. Die Notwendigkeit ist ganz einfach.
Clair et simple, sagte ich, das hatten wir schon.
Du kannst die Wahrheit nicht vertragen, lachte sie.
Sie war penetrant. Aber ich mochte sie verdammt gern. Ich konnte mir einbilden, daß wir ein Spiel spielten: uns die Beleidigungen wie Bälle zuwerfen und nur deshalb so geschickt retournierten, weil wir uns gern hatten. Solange es um Liebe ging, war es keine Kunst, auf dem Grat zwischen Zuneigung und Feindseligkeit nicht das Gleichgewicht zu verlieren.
Aber innerlich war ich traurig.
Warum hole ich eigentlich die Kastanien für dich aus dem Feuer? wunderte sie sich, eine Spur gereizt. Denk doch selbst nach, wenn du ein Problem hast!
Ich bin nun mal kein Philosoph, sagte ich. Sie lachte.
Du verstehst mich nicht, E., sagte ich. Aber ich mag dich.
Ihr Blick sprach Bände. Verwechsle das nicht, sagte er: wir sind uns bloß ähnlich, aber wir sind uns nicht nahe.
Stimmt, dachte ich, und das war die erste Antwort, die ich mir selbst gab. Ich begann das Prinzip zu verstehen.

(21) ...

Ach, Kumpel, sagte sie ein andermal, Ich durchschaue dich. Ich lese in dir wie in einem offenen Buch. Soll ich dir die Seite 13 vorlesen oder die Seite 23?
Wir hatten wegen der Arbeit mehr miteinander zu tun; das ging so in Schüben. Aber es lag auch daran, daß ich, wenn ich einmal angefangen hatte, nicht so leicht aufhören konnte. E. hielt mich kurz, und das machte mich süchtig.
Manchmal kannte sie keine Grenzen, hatte kein Gefühl für die Situation, für das, was ging und was nicht. Wies man sie darauf hin, schämte sie sich, konnte nicht begreifen, daß man sie nicht rechtzeitig gestoppt hatte. Bei mir fehlt einfach etwas. Nicht im Gehirn, sagte sie, sondern woanders.
Sie mußte lachen, weil sie nicht einmal wußte, um was es sich handeln könnte.
Wie wär's mit Moral, schlug ich vor.
Sie sah mich entgeistert an. Daß es ihr an Verstand fehlte, davon ging sie aus, und wenn sich andere nun wieder darüber kranklachen wollten, dann konter-

te sie, indem sie den Verstand teilte; mal behauptete sie, es fehle ihr an Masse, dann wieder, an Struktur. Sie verstieg sich bis dahin, daß sie den trügerischen Eindruck von Masse mit dem Fehlen von Struktur begründete – ein *bordel*, sagte sie lachend – und ebensogut umgekehrt, das Übergewicht der Struktur mit dem Fehlen von allem, was sie hätte strukturieren können. Wie sie es auch drehte, und sie schonte sich dabei nicht, so gelangte man doch unvermeidlich zu der Überzeugung, daß es sich bei der Beziehung zwischen ihr und ihrem Verstand um eine lebendige, persönliche, ja intime Angelegenheit handelte, und vielleicht war es das, was sie uns vermitteln, womit sie imponieren wollte, und sie nahm schulterzuckend dafür in Kauf, daß man ihre Selbsteinschätzung für bare Münze nahm und sie für nicht besonders klug hielt; keiner von uns, freilich, wir hatten uns auf ihre Intelligenz gewissermaßen geeinigt. Daß es bei der Moral haperte, darauf wäre sie nie gekommen, so rigid erzogen, wie sie war, innerlich und äußerlich. Wenn man sich lange genug mit ihr unterhielt, kam sie unweigerlich auf den mahnend erhobenen Zeigefinger zu sprechen, bewegte ihn wie einen Scheibenwischer hin und her, ihn so in einen strafenden Finger verwandelnd, und fing an, von den Männern zu erzählen, die sich mit dieser väterlichen Geste um alle Chancen bei ihr gebracht hatten. Unwillkürlich dachte ich nach, ob ich mir das auch schon passiert war; wenn, dann zweifellos aus Liebe. Mir fiel aber keine konkrete Situation ein, doch die Unruhe blieb. Sagen wir, ich war mir keiner Schuld bewußt, aber es hätte mir ähnlich gesehen.

Trotzdem leuchtete der Gedanke ihr ein.

So richtig wußte sie eben nicht, was sich gehörte; ganz von innen jedenfalls nicht. Das sagte sie selbst. Es fehlte etwas. Ihr kam es wie ein Geburtsfehler vor. Entweder sie konnte sich nur an Angelerntes halten, und das hinterließ Lücken, oder die ursprüngliche Beziehung zwischen Angst und Moral hatte jede eigenständige Orientierung verhindert.

Auch dafür hatte sie übrigens keine Antenne, daß ihr Gehirn möglicherweise zu ihrem Privatleben gehörte. Sie hätte sich vor jedem X-Beliebigen darüber verbreitet, nicht nur vor mir.

Vielleicht *war* es für sie ja Privatleben und entsprechend exhibitionistisch, sich darüber zu verbreiten. Mir war jedenfalls nie ganz wohl, wenn sie auf ihre Verfaßtheit zu sprechen kam. Aber sie hätte sich totgelacht, wenn ich ihr das gesagt hätte. Privat? hätte sie gesagt und sich krankgelacht. Erstens wegen dem Verstand und zweitens überhaupt. Privat war nur das, worüber man nicht sprechen *konnte*. Sie pflegte das letzte Wort zu betonen, als wollte sie es ausspucken. Sie verstand nicht, daß die Leute Angst hatten, sich zu verplappern. Was Klatsch anging, okay. Aber das Eigene konnte man entweder ausdrücken, dann war es

nicht, oder die Sprache versagte, und dann war's privat. Sie konnte es sich nur so erklären, daß die Leute ihr Privatleben in die Rubrik Klatsch sortierten.

Sie sagte das mit dem Können und Nichtkönnen bei jeder Gelegenheit. Mir leuchtete ihre These nicht ein. Aber sie imponierte mir trotzdem. Sie war sozusagen verführerisch.

Auch wenn sie das Private ungebührlich einschränkte und ihm jede regulierende Gesellschaftlichkeit bestritt, so schuf sie doch klare Verhältnisse. Nicht in echt, natürlich, da der einzelne alles mögliche ausplaudern konnte, womit sich die andern dann herumschlagen mußten, aber was das Bearbeiten und Bedenken betraf, dieses fruchtlose Herumrühren im Kopf.

Normalerweise hätte ich gesagt, schieß los, was steht denn auf Seite 23 ? Was sie über mich zu sagen hatte, hätte mich brennend interessiert, auch wenn es Unangenehmes zutage förderte. Aber da ich beweisen mußte, daß ich von ihr gelernt hatte – Stichwort »Nur das war neu, worauf man selbst kam, und dann war es das alte.« – sagte ich nichts, geriet aber ins Träumen.

Sie hielt ihre blauen Augen auf mich geheftet, und ich spürte, wie meine Ohren zu brennen anfangen.

Liebst du mich ? fragte ihr Blick.

Ja, ja, ja ! schrie ich.

Würdest du deine Frau für mich verlassen ? fragte ihr Blick.

Nein, nein, nein ! schrie ich.

Würdest du deinen Beruf für mich aufgeben ? Deine Bilder ? Deine Bücher ?

Nein, nein, nein !

Deine Musik ?

Ich schüttelte bloß den Kopf. Ich hörte schon gar nicht mehr hin.

Du liebst mich eben nicht.

Ich holte Luft, atmete zwei-, dreimal tief hintereinander.

Ich liebe dich, heißt, daß ich dir meine ganze Person schenken möchte. Ich lege sie dir zu Füßen. Meine Person, heißt aber, mit allen Verpflichtungen, so wie ich eben bin. Oder es heißt umgekehrt, soweit ich nicht anderweitig gebunden bin; denn darüber habe ich keine Verfügung. Worüber ich keine Verfügung habe, das kann ich dir nicht schenken; es gehört mir nicht.

Großartig, sagten ihre blauen Augen verächtlich.

Ich seufzte.

Ich übergebe dir alles, was ich habe. Aber was man nicht hat, das kann man nicht geben.

Vielleicht hast du ja gar nichts, sagte ihr Blick.

Im Gegenteil, widersprach ich, ich bin reich. Neben meinen Pflichten habe ich

einen Haufen Freiheiten. Ich kann denken, was ich will, und ich denke an dich. Ich darf träumen, was ich will, und ich träume von dir. Das sind die Freiheiten. Ich muß arbeiten und meine Frau anlächeln, das sind meine Pflichten, und ich tue sie gern. Manche Zeit steht mir zur eigenen Verwendung zur Verfügung; ich war bislang scharf darauf, sie allein zu verbringen. Jetzt würde ich sie dafür verwenden, nicht allein zu sein. Ich würde sie dir widmen.

Da ich in dieser Zeit sowieso an dich denken muß, wäre es mir lieber, ich könnte sie mit dir zusammen verbringen.

Ich könnte auch weniger schlafen und schneller arbeiten, damit ich dir mehr von meiner Zeit schenken kann. Schon jetzt schlafe ich wenig und träume regelmäßig von dir.

Ich glaube, sagte ich zögernd, es täte auch meiner Arbeit und meiner Familie nicht schlecht, wenn ich mehr mit dir lebte und weniger von dir träumte.

Wer's glaubt, wird selig, sagte ihr Blick.

Na ja, sagte ich, du bist doch auch nur aus Fleisch und Blut.

Ihre Augen waren voller Geheimnis.

Schon jetzt verbringe ich jede freie Minute mit dir, sagte ich – und auch die eine oder andere Minute, in der ich nicht frei bin. Bei jeder Tätigkeit spüre ich, wie du mir über die Schulter guckst, bei allem, worin ich normalerweise meine Ruhe finde, woraus ich die Kraft schöpfe für mein erwachsenes Leben – denn ich bin nun mal erwachsen, sagte ich aufgebracht, ich habe Verpflichtungen, ich bin amalgamiert. Ich bin nicht so ungebunden wie die seltsamen Gestalten, die du bevorzugst!

Ich sagte das direkt in ihre Augen hinein.

Was willst du damit sagen? fragten sie kühl.

Daß ich nie mehr allein bin, schrie ich, und daß das eine Menge Kraft kostet! Wenn ich musiziere, hörst du mir zu. Wenn ich Musik höre, hörst du mit; ehrlicherwise müßte ich sagen, du siehst mir beim Hören zu. Wenn ich etwas repariere, bewunderst du meine geschickten Hände. Wenn ich meine Frau liebe, dann ...

Aber das letzte sagte ich nicht einmal in Gedanken. Es verschlug mir die Sprache.

Du darfst das nicht geringschätzen, E., sagte ich. Verstehst du, ich einsamer Wolf habe mich in einen gezähmten Romeo verwandelt.

Und ich will es ja auch gar nicht anders haben, sagte ich leise. Aber ich bin das So-tun-als-ob leid. Das Halluzinieren steht mir bis oben. Ich will, daß es echt wird.

Damit du dann in Ruhe von einem ungebundenen Leben träumen kannst, sagten ihre unbestechlichen Augen.

Ja, sagte ich eifrig. Das wäre fein. Dann wäre ich auf der sicheren Seite.

Auf der sicheren Seite, wiederholte sie höhnisch.

Ich bin erwachsen, E., sagte ich gequält.

Sie kannte die Leier. Ich kannte sie auch.

E. warf mir vor, daß die Welt ganz anders war, als ich behauptete, und ich mich nur weigerte, das zu erkennen. Ich dachte in Schubladen, sagte sie. Ich litt an geistigem Ordnungswahn und, was sie erboste, kam mir dabei unerhört dynamisch vor. Dabei war ich ihr zufolge in meinem Denken ängstlich, statisch wie nur irgendein Kleinbürger. Der behauptete auch, daß die Welt nun mal so war, wie sie war, und daß ihn das nicht einschränke, im Gegenteil, es gab ihm Format. E. meinte, die Welt wäre vor allem veränderlich; nicht mehr und nicht weniger (aber vor allem meinte sie, sie hätte mich durchschaut). Unter meinem Blick, meinte sie, würde alles versteinern. Gegen Pflichten an und für sich hatte sie nichts. Aber so wie sie an die Dinge heranging, waren sie ein Teil der Dynamik. Zuerst überschritt sie die Grenzen, und dann konfrontierte sie die neue Freiheit mit den alten Pflichten.

Und umgekehrt natürlich: die alten Pflichten mit der neuen Freiheit.

Ich konnte nicht begreifen, was sie davon hatte. Wieso sie *tun* mußte, was man ebensogut im Kopf durchspielen konnte.

Vielleicht war das ja abhängig vom Geschlecht. Männer konnten besser ausprobieren, dafür Frauen besser Kompromisse schließen. Was den Verstand betraf, so war das ziemlich gleich. Ich war aber überzeugt, daß Frauen schärfer dachten, bloß nie für lange; vielleicht war ja ihre Speicherfähigkeit im Kopf begrenzt. Was ihnen an Durchhaltevermögen fehlte, ersetzten sie durch Dogmatismus, sozusagen als Merkhilfe, und scheuten dabei vor keinem Widerspruch zurück. In der Praxis verfügten sie dagegen über eine unbegrenzte Kraft zu Kompromissen!

Ich führte diesen Gedanken nicht zu Ende, E. hätte mich über kurz oder lang dabei ertappt, wie ich – so drückte sie es aus –, eine jahrzehntelange Debatte auslöschte. Insgeheim fand ich sogar, daß nicht die Irrationalität, sondern das Durchschaubare daran die Frauen so reizend machte und ich deshalb gern mit ihnen zusammenlebte und nie ohne eine Frau hätte leben wollen, noch lieber aber mit zweien oder dreien.

E. meinte, bei ihrer Methode hätte sie es stets mit der Realität zu tun; sie müßte sie nicht erst herstellen. Ich mit meinem Kontrollbedürfnis brauchte dagegen virtuelle Bezüge. Alles mußte sich im Rahmen eines Gedankenspiels halten: hier die Fakten, dort ihre möglichen Aufhebungen; und was letztere an Reiz aufboten, das hatte erstere an Gewichtigkeit vorzuweisen. Solange die Verhältnisse ungleich waren, blieben sie auf mich bezogen; nur mit meiner Hil-

fe konnten sie sich vermitteln. Ohne mich ging es nicht; das eine war nicht real, das andere nicht gut genug. Das nannte sie primären oder planetarischen Egoismus.

Ich schluckte.

Heute läßt du wirklich kein gutes Haar an mir, E., sagte ich resigniert.

Mit meinem, wie sie es nannte, planetarischen Egoismus manipulierte ich noch die angebetete Geliebte. Ich würde mich für sie in Stücke hauen lassen (ich war süchtig danach). Um es auf den Punkt zu bringen: indem ich mich für sie in Stücke hauen ließ, machte ich sie gewissermaßen offiziell zu meiner Geliebten. Was immer ich tat, es drehte sich um mich. Um mein planetarisches Lebensgefühl!

Ich würde noch böse werden, und dabei hatte E. in allen Einzelheiten recht.

Jeder Mensch konnte unter einem ganz besonderen Blickwinkel betrachtet werden, der ihn als Monstrum auswies. Unter diesem Blickwinkel entpuppte er sich vielleicht als Egomane, unter einem anderen dafür als genialer Beschützer; er leistete Übermenschliches, wenn es um erste (und letzte) Hilfe ging, schlecht-hin um Rettung. Da war es doch ganz normal, daß man sich unter undramatischen Bedingungen von ihm bevormundet fühlte, geradezu umzingelt. Und unfair und ungerecht, ihm daraus einen Strick drehen zu wollen, alles andere darüber zu vergessen!

Ich bin vielleicht ein Monstrum, sagte ich, mitten hinein in ihre blauen Augen hinein, aber einer Affäre warst du doch nicht abgeneigt, damals, als es dir nicht gutging. Für eine Affäre mit mir wärst du dir nicht zu schade gewesen.

Wenn schon alles auf den Tisch kam, dann wollte ich *das* nicht verschweigen.

Sie erschrak kein bißchen, sondern nickte vergnügt, ihre Augen blitzten. Es konnte keine Rede davon sein, daß sie mich nicht ertrug.

Ich hatte schon Lust, sagte ihr Blick.

Ich wußte nicht mehr, wie sich das mit dem Fixstern und den Planeten sortierte. Wer umkreiste hier wen?

Für eine Affäre hätte ich doch nicht meine Familie aufs Spiel setzen können, sagte ich. E., das mußt du verstehen.

Deshalb sollte es ja auch nur eine Affäre sein, sagte ihr Blick. Wegen deiner verdammten Familie!

Es wäre doch nicht dabei geblieben, sagte ich.

Es hat ja nie angefangen.

Sie drehte den Spieß um. Du magst tapfer und ritterlich sein, sagte ihr Blick, aber besonders mutig bist du nicht. Beweis: du schreckst vor den Grenzen zu-

rück. Du bist einfach zu vernünftig, um mutig zu sein. Zu gut strukturiert. Lauter Schubladen, aber keine Liebe.

Sie mußte immer das letzte Wort haben. Aber ich hatte noch einen Pfeil in meinem Köcher.

Ach, E., sagte ich, du bist nun einmal keine Affäre.

Das klang erhaben und war ganz schön brutal. Es klang nach Mittelalter und Minne, aber es war eine böse Diagnose. Jedenfalls klang es viel besser als planetarischer Egoismus.

Ihre Augen schwammen in Tränen, weiß der Himmel, wo die so schnell hergekommen waren. Es war, als hätten sie im Hintergrund gelauert und unser Gespräch belauscht. Rude wischte sie sie mit dem Handrücken ab wie lästige Fliegen, und verschmierte, was weiß ich, Wimperntusche mit Kreideresten.

Sie sah reizend aus. Ich fühlte mich prima.

Vielleicht bist du einfach nur ein bißchen allein, tröstete ich.

Laß dich von mir anhimmeln, sagte ich in ihre verweinten Augen hinein, nimm mit meiner Liebe vorlieb. Nichts wird kaputtgemacht und nichts verbraucht, aber das Leben ist weniger tot.

Sie errötete vor Wut und sah einfach bezaubernd aus.

Ich finde schon noch jemand, für den ich bloß eine Affäre bin, murmelte sie und ballte wahrhaftig die Fäuste.

Alles hätte ich darum gegeben, dieser Jemand zu sein.

Du wirst es schwerhaben, warnte ich in ihre verweinten Augen hinein. Liebe mich!

Wart's ab, gaben ihre Fäuste zurück, ich werd's dir beweisen.

So redeten wir und konnten kein Ende finden. Aber wir fanden auch keinen Anfang.

(22) ...

Sie betrog mich von Anfang an mit S. Zwar hatte sie nichts mit ihm. Aber sie betrog mich, und zwar von Anfang an.

Als mir das klar wurde, sah ich sie in einem ganz neuen Licht. Der Nebel hob sich über einem Leben, das mir bis dahin phantastisch echt erschienen war, phantastisch wirklich, phantastisch gemischt. Wie ein Kind hätte ich hinter ihr hertrappeln mögen, sie mit Fragen traktierend wie: Was treibt dich, oder wie treibt es dich? Warum kämpfen nicht Mensch und Tier in dir? Warum bist du

nicht entweder Wille oder Bestimmung? Warum verlierst du dich nicht? Wie stellst du es an, daß du zwar nie glücklich, dafür mit Leib und Seele unglücklich bist? Unruhig und außer dir, ja, dabei fest auf deinen Füßen, wie ein Fels, da wankt nichts. Unsicher, dem Leben gegenüber, verzweifelt, aber nie im Kampf mit dir selbst; an dir verzweifelnd, meinetwegen, aber, wie soll ich es ausdrücken, ohne Anklage, auf keinen Schuldigen erpicht und dadurch immer irgendwie ausgeglichen, immer, wie sag ich es bloß, glücklich, auch wenn du in Tränen zerfließt? Nicht im Traum hätte ich hinter ihr den Drahtzieher gesucht, den unbewegten Bewegter vermutet! Sie, der Inbegriff des Lebendigen, am Bündel von jemandem, der halbtot war?

Sie mit ihrer Lebhaftigkeit, ihrer Tränenseligkeit sollte von jemandem abhängen, der mit Sicherheit weniger lebendig war als sie und mit Sicherheit auch weniger lebendig als ich.

Er hatte keinen ausgeprägten Willen; wie hätte er die Dinge sonst monatelang in der Schwebe halten können? Nichts in ihm verlangte nach Entscheidung.

Er begehrte sie nicht. Er konnte keinen ausgeprägten Willen haben.

Das machte ihn zum geborenen Drahtzieher.

Wie an einem Zauberdraht hüpfte sie auf und nieder; erschöpft, aber kein bißchen müde.

Sie war stur wie ich, unbeweglich, blockiert. Aber ihr Wille war lebendig, und deshalb weinte sie auch so viel und wütete. Sie existierte wirklich!

Ich war wie verzaubert von ihrer Zutraulichkeit, dem Leben gegenüber, ihrer Kindlichkeit und Naivität.

Auch wenn sie zu einem miesen Ton neigte, denen gegenüber, die am Leben litten.

Sie mochte das gar nicht; sie ließ es mehr als nur durchblicken. Über andere urteilte sie rasch und ohne Verständnis, aber das war ihre Angelegenheit. Ich fand sie bezaubernd, und das war meine. Ich verlangte nicht, daß sie mich verstand; im Gegenteil. Hauptsache, *ich* verstand sie.

Jetzt stellte sich heraus, daß ich sie nicht verstanden hatte. Das war böse.

Sie hatte mich eingefangen, mich mit ihrer Klarheit, ihrer Lebendigkeit in die Falle gelockt. (An ihr war alles klar, und so war es passiert.) Ich dachte, man könnte davon ausgehen, daß ihre Vollkommenheit nach einem ebenbürtigen Partner verlangte. Ich war ein Partner, wenn auch vielleicht nicht ebenbürtig; oder ich war auf jeden Fall ebenbürtig, wenn vielleicht auch kein Partner – von beidem so viel wie möglich, immerhin (wenn man nicht auf absoluter Kongruenz bestand, bekam man mehr, logisch, man bekam fast das Doppelte, je weniger Kongruenz, meine ich). Jetzt stellte sich heraus, daß man keineswegs vollkommen sein

mußte, um zu ihr in ein Verhältnis zu treten. Daß man irgendwer sein konnte.

Sie hatte mein Vertrauen mißbraucht, mein Verständnis, meine Verehrung. Also hatte sie mich betrogen. Das sollte sie mir büßen.

Sie mußte mir Rede und Antwort stehen.

Ich kann doch nichts dafür, entschuldigte sie sich ängstlich, so als wenn ich ihr gegenüber tatsächlich über Autorität verfügt hätte. Ich hatte doch nichts mit ihm. Was sollte ich dir erzählen?

Du hättest mir zumindest sagen müssen, daß du verliebt bist, beharrte ich. Dann hätte ich mich darauf einstellen können. (Ich hätte mir keine Hoffnungen gemacht!) Du hast es aber nicht nur verschwiegen, sondern den Eindruck des Gegenteils erweckt: daß du allein bist und allein bleiben willst. In *splendid isolation*, verstehst du? Das ist etwas ganz anderes als bis über die Ohren verliebt sein.

Solange nichts war, ging es nur mich etwas an, sagte sie trotzig. Und wenn etwas gewesen wäre, dann auch.

(Wahrhaftig, zum ersten Mal redeten wir richtig miteinander, nicht nur so, von Blick zu sprechendem Blick.)

Mich ging es auch an, erklärte ich wütend.

Mein Gott, E., sagte ich zum wievielten Male, wie oft habe ich dir meine Freundschaft aufgedrängt, weil ich dachte, du leidest unter dem Alleinsein. Dabei hast du dich nach jemandem geseht. Wie oft habe ich dir meine Hilfe angeboten. Dabei warst du gar nicht scharf auf Hilfe, sondern auf Liebe.

Das ist doch peinlich für mich, sagte ich. Wie stehe ich denn da? Als einer, der lästig fällt. Der nicht gebraucht wird. Wer weiß, vielleicht hast du dich ja mit deinem Verliebten über meine Begriffsstutzigkeit lustig gemacht.

Sie lachte über das Kinderwort.

Du hast mich gedemütigt, beharrte ich. Ich verlange Satisfaktion. Sie wollte sich ausschütten vor Lachen.

Sieh sie dir gut an, sagte ich zu mir. Du dachtest, sie wäre etwas Besonderes, und dabei ist sie wie alle andern. Der Zauber war gebrochen. Beinahe wäre ich gegangen. Aber ich blieb.

Sie wirkte zerbrechlich, wie immer, und ganz ungewöhnlich lebendig.

Ich will dich gar nicht fragen, wann es angefangen hat, sagte ich resigniert (und ich will auch nicht ausbreiten, auf welcher beschämenden Weise ich überhaupt davon erfuhr).

Du hättest sofort jegliches Interesse an mir verloren, sagte sie, und ich war doch so allein.

Daher wehte der Wind!

Stell dir vor, ich hätte es dir erzählt: Du hättest mich fallen lassen wie eine heiße Kartoffel.

So wäre es nie gekommen, protestierte ich schwach.

Sie hat schon einen, hättest du dir gesagt, sie braucht mich nicht.

Sie hatte vollkommen recht; genau das wäre passiert.

Du wärst beleidigt gewesen. Du hättest gedacht: Wie kann sie ein Auge auf jemanden werfen, wo sie doch mich kennt.

Ich protestierte.

Und wenn ich dich dann wirklich um etwas gebeten hätte, was echt nervt, eine Kleinigkeit nur, mit der man keinen Ruhm gewinnt, sich nur Ärger einhandelt: Ach, wieder E., warum fragt sie nicht ihren Galan!

Immer ich, hättest du gestöhnt, und wahrhaftig nach einer Ausrede gesucht, du, der nichts so verachtet wie die Zwecklüge! Hättest dich auf den Rechtsstandpunkt gestellt. Sollen sich doch die kümmern, die verantwortlich sind!

Sie tat wahrhaftig, als wäre es schon passiert.

Niemals, log ich feierlich. Mein Gott, E., hättest du nur einen Ton gesagt. Damit ich wußte, woran ich bin.

Ich wollte auch ein Privatleben haben, sagte sie. Etwas, was nur mir gehörte. Was mich einschränkte. Worüber ich nicht reden konnte. So wie du über deine Frau.

Aber E., sagte ich entrüstet, das ist doch etwas anderes! Du sagst ja selbst, daß du nichts mit ihm gehabt hast. Meine Frau und ich, wie lange sind wir schon zusammen!

Hast du denn etwas mit ihr?

Mir blieb die Spucke weg.

Laß meine Ehe aus dem Spiel, drohte ich.

Laß meine Liebe aus dem Spiel, erklärte sie trocken.

Es hätte dir niemand dazwischengefunkt, sagte ich.

Du zuallererst, sagte sie, du funkst doch immer dazwischen.

Wenn du so sicher bist, dann muß es einen Grund geben. *Er* muß einen Grund geben, dein Verliebter.

Dazu sind Freunde da, setzte ich eindringlich hinzu, daß sie einem unangenehme Wahrheiten sagen. Das gehört zu ihren Pflichten. Dazu hat man sie.

Ich glaubte selbst schon meinen verlogenen Worten.

Wenn man nicht mehr in der Lage ist, die Wahrheit zu erkennen, dann müssen die Freunde in Aktion treten. Freunde sind für gute und schlechte Zeiten da. In guten Zeiten hat man sie gern, in schlechten Zeiten sagen sie einem die Wahrheit. Das gehört zu ihren Pflichten.

Freunde *sind* Pflichten, sagte sie verächtlich. Der »Verliebte«, ergänzte sie träumerisch, ist privat.

Du mußt erst noch auf die Schnauze fallen, dachte ich plötzlich ordinär. Du mußt erst mal richtig allein sein, dann wirst du dich auf deine Freunde besinnen.

An ihrer Miene sah ich, daß auch bei ihr etwas in Bewegung geraten war. Der Ausdruck von Trotz, der auf ihrem Gesicht gelegen hatte, hatte sich verloren. Sie dachte nach, ihre Züge entspannten sich.

Vielleicht sind Freunde für mich wirklich etwas anderes als für dich, sagte sie. Vielleicht bin *ich* anders als die andern. Freunde, verstehst du, erfüllen mein Bedürfnis nach Freunden, diese Eigenschaft definiert sie für mich; für andere mögen sie andere Eigenschaften haben, ganz zu schweigen von ihnen selbst. Mich könnten sie niemals über das Fehlen eines geliebten Menschen hinwegtrösten. Du weißt doch, Marguerite Duras: *Un être te manque et tout est dépeuplé!*

Das heißt, ein Freund kann mir nicht den Liebsten ersetzen, es sei denn, er wird zum Liebsten. Und dann ist er kein Freund mehr.

Tut mir leid, aber mir klang es wie eine Verheißung.

Aber ist es doch normal, daß Freunde einem beistehen, sagte ich.

Das ist eben nicht normal, sagte sie heftig.

Sie murmelte etwas, das klang wie »Bei Liebeskummer kann einem nur der Kummer beistehen«. Aber vielleicht hatte ich mich verhört.

Mein Freund, sagte sie nachdenklich, hat mit meinem Liebsten nichts zu tun. Er hat auch mit mir nichts zu tun. In meinem Leben ist er das Ereignis der Freundschaft. Er ist nicht heute dies und morgen das, je nachdem, was mich umtreibt. Er ist ein Freund. Wenn ich an ihn denke, bin ich aufgeregt: X kommt, ich bin mit Y verabredet. Was für ein Vorhaben, was für eine herrliche Aussicht!

Du kannst das in *Der kleine Prinz* nachlesen, schloß sie trocken.

Aber E., deine Welt ist bevölkert von Ideen! (Ich hatte auch meinen Platon verdaut.)

Sie hörte gar nicht hin. Sie fand, wenn ich über Philosophie redete, klang das immer wie gestorben. Man konnte sich dann ebensogut mit etwas anderem beschäftigen.

Ich muß nicht wissen, was ein Freund ist, sagte sie. Hauptsache, er ist es. Schlimm ist nur, wenn er unter Freundschaft etwas anderes als ich versteht. Dann ist er nicht lange mein Freund.

Ich bin dir nie zu nahe getreten, sagte ich pikiert.

Aber das meinte sie gar nicht. Nicht daß ich mehr sein wollte als ein Freund,

sondern daß ich keine Ahnung hatte, was ein Freund war, und es deshalb mit allem möglichen anderen probierte: Vater, Mutter, Lehrer, Hausmeister und Polizist; meinetwegen auch Liebhaber oder Geliebter.

Und wenn er unter Freundschaft nicht das gleiche versteht wie du, was wäre daran so schlimm?

Es stört mich, sagte sie störrisch. Es kommt mir auf Schritt und Tritt in die Quere.

Mein Freund, verstehst du, nimmt sich zurück; zugleich steht er fest an meiner Seite. Er macht sich nicht wichtig, deshalb kann er ein Freund sein. Er ist ein Du für mich. Bei andern, als Amtsinhaber und so weiter, mag er ein Ich sein.

Wie könnte er ein Du für mich sein, wenn er ebenfalls ein Ich ist? Oder wenn er will, daß ich ebenfalls ein Du für ihn bin?

Wenn er zwar sagt, daß er mich will, aber kein Ich, sondern ein Du will?

Hör auf! schrie ich. E., du spinnst!

Aber sie fuhr unbarmherzig fort.

Wie kann er für mich ein Du sein, wenn er mich kein Ich sein läßt? Wie kann er ein Freund sein?

Wie kann ich dein Freund sein, wenn du mich kein Ich sein läßt! schrie ich zurück. Wie kann ich dein Freund sein!

Sie schien aufgewacht, sah mich an, so als sähe sie mich zum ersten Mal. Idiosynkrasie sah ich keine in ihren Augen. Keine Irritation in ihrem prüfenden Blick.

Okay, sagte sie langsam. Dann laß uns auf ›Los‹ zurückgehen. Fangen wir noch einmal von vorne an.

Ich wußte nicht, was sie meinte, nickte aber.

(23) E. ERZÄHLT

»Feinstofflich« war sein Lieblingsbegriff. Er meinte das, wo man nicht mogeln kann, weil man nicht herankommt, am Äußerlichen hängenbleibt, an der Kruste bastelt. Was nutzten Kleingemustertes und eine flotte Frisur, wenn die Gestalt, von der stofflichen Zusammensetzung her, klobig war, die Bewegung schwerfällig, das Gemüt zwar ein freundlicher, aber träger Apparat? Nie gab er den Versuch auf, die physische Beschaffenheit auf die Seele zu beziehen, die Intelligenz, was weiß ich. Das war nicht so einfach, aber er schaffte es. Feinstofflich war, wer die Gefühlslage der andern mit seinem Körper begriff. Wer zum

Beispiel einen Raum betrat und physisch im Bilde war: der war feinstofflich. Wer seiner Wahrnehmung vertraute und sich nicht irreführen ließ durch strategische Manöver irgendwelcher Art, rhetorische Strategien, oder vielmehr wer sich nicht täuschen lassen *konnte*, weil sich ihm die Poren zusammenzogen, ihm von der Luft übel wurde, er von der Atmosphäre Kopfschmerzen bekam: der war feinstofflich. Aber auch der nahe am Wasser gebaut hatte und zu weinen anfang, wenn andere noch abwechselnd Gründe und Trost zusammenkehrten, nicht der bei jeder Gelegenheit in Tränen ausbrach, sondern aus dem sie still und beharrlich herausflossen; hier tendierte der Begriff zur Kritik, weil er Tränen nun einmal nicht ertrug, aber ein Untergrund von Sympathie blieb, so als hätte er gern selbst geweint.

Kurz, feinstofflich war für ihn, wer mit dem Körper fühlte und mit allen Gemütskräften spürte!

Das Geständnis, »nichts bemerkt zu haben«, zumal wenn es öfter geäußert wurde, noch dazu mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, führte mit unfehlbarer Sicherheit zur Verurteilung. Wer sich dazu bekannte, vielleicht als Ausweis der Harmlosigkeit, der Gutwilligkeit, der Unschuld, vielleicht, was weiß ich, als Ausweis seiner Unerschütterlichkeit und universellen Verwendbarkeit, der hatte seine Chance gehabt. Er war der Unbeseeltheit überführt, der seelischen Grobknochigkeit; kurz, er war das Gegenteil von feinstofflich.

Das war nichts, was man reparieren oder kompensieren konnte. Es war schiefgegangen, war im Ansatz mißglückt. Im schlimmsten Fall – und das war der häufigste – merkten es die Betreffenden nicht; die Beteiligten schon, es war eine Probe auf ihre eigene Feinstofflichkeit. Die Betreffenden waren verurteilt, ohne zu wissen, warum (ja, ohne zu wissen, *daß*). Im günstigsten Fall verdienten sie Mitleid, zumal wenn die Grobstofflichkeit von der Physis ausging, vielleicht sogar mit seelischer Empfindsamkeit gepaart war. Im ungünstigen mußte man sie meiden.

Feinstofflichkeit dagegen verbürgte Adel; sie war ein Zeichen im guten alten Sinn, Stigma und Auszeichnung in einem. Sie charakterisierte die Grundsubstanz, das Holz, aus dem man geschnitten war (es sollte durchaus Holz, aber es durfte nicht hölzern sein), metaphorisch gesprochen die Körnung. Das hatte zum Beispiel mit dem magersüchtigen *Girl* auf der Titelseite der Illustrierten nichts zu tun. Aus feinem Stoff mußte der Mensch sein, da half ein bißchen mehr oder weniger gar nichts, und ein Quentchen Reife gehörte auch dazu, sogar bei einem ganz kleinen Kind. Ohne Geist ging es nicht. Gelegentlich kam Weinerlichkeit ins Spiel, Schwärmerei sowieso, also das unangenehm Wolkige der Innerlichkeit. Sogar Inbrunst und Tränenseligkeit konnten nicht ausgeschlos-

sen werden, von der Kehrseite zu schweigen, dem groben Schnitzer, der unvermittelten Herzlosigkeit. Das war nicht immer angenehm, zumal wenn man selbst feinstofflich war, hatte seinen Ursprung aber in – Feinstofflichkeit. Der Ironiker, der Skeptiker, der Freigeist, sie alle, die sie ebenfalls für sich reklamierten, durften die peinliche Verwandtschaft nicht verleugnen, mußten sich mit ihr auseinandersetzen, notfalls sogar für sie eintreten, ausgerechnet sie, die den *coolen* Ton gepachtet hatten.

Brachial vorgehen mußte man gegen die sich aufspreizende Grobstofflichkeit, weil sie einen Angriff auf das Feinstoffliche beinhaltete. Wehren war erlaubt.

Aber auch Reizbarkeit war ein Ausweis von Feinstofflichkeit, in der angriffsbereiten Form der Selbstverteidigung, der unwiderleglichste, authentischste Beweis überhaupt, ein Seismograph nicht für Leidensfähigkeit, die gewöhnliche Opferhaltung dessen, der sich alles zu Herzen nimmt, sondern für Empfindsamkeit.

Reizbarkeit, das war Amok, feinstofflich aufgefaßt.

Dem, der mit ihr umgehen konnte, lieferte sie ein Instrumentarium von selten feiner Unterscheidungskraft; nur leider war sie *in echt* nie zu dosieren. Mit ihrer Hilfe konnte man zum Beispiel grobstoffliche Esoterik mühelos von feinstofflicher religiöser Schwärmerei, man konnte sie von den Extasen der Seele unterscheiden, die sich erheben wollte; wie lange hätte sich womöglich der Verstand geplagt! Woran sollte er erkennen, was tapfer war und was einfach nur dumpf statt stark.

Für den Esoteriker strahlte der Kristall; die Gutgläubigkeit konnte einen zur Raserei bringen. Beim religiösen Empfinden weinte die Seele; das nervte bloß.

S. haßte Tränen als ein Druckmittel, schreckte auch nicht davor zurück, sie zur Waffe derer zu erklären, die nicht genug Seele hatten, um auf sie verzichten zu können, im letzten Grunde also grobstofflich waren; zartbesaitet, aber nicht zart. Wenn eine Frau weinte, ging er, in seiner Empfindsamkeit gekränkt, weg.

Sein Schicksal war Reizbarkeit. Er nahm es als Auftrag.

Er war feinstofflich, von der Grundsubstanz her, und so launisch, daß er, wiewohl ein kräftiger Kerl, überaus verletzlich wirkte. Filigran war das schützende Korsett der Person, was immer das sein mochte; ungehindert strömte es durch das feine Gitterwerk von außen nach innen und ebenso ungehindert zurück, so daß eine Leere entstand, ein unwiderstehlichen Sog, sich aufzulösen, die individuelle Sache ein für allemal zu beenden.

Sein Schicksal war es, das wertloseste Zeug zu speichern, so als wäre es Kunst und müßte für die Nachwelt aufgehoben, in alle Ewigkeit bewahrt werden. Sein

Kopf hätte als alltagsethnologische Sammlung, als Galerie für *trash* Furore gemacht!

Er rannte vor den Abdrücken der Wirklichkeit auf seiner Seele davon, vor den Spuren der Einbildung. Jeder Moment, wo er nicht ausrastete, war im Grunde ein Wunder.

»Innen«, das war bei ihm wie eine Membran, wie eine Empfangsstation oder ein Objektträger; auf ihm landete, was immer von außen eintreffen mochte. Wenn es sich nur um eine Landung gehandelt hätte! S. empfand es als Einschlag. Was andere als willkommene Informationen begrüßen, die sie mit der Welt vermitteln, das waren für ihn Invasoren von einem anderen Stern, ausgesandt, seine kleine Welt zu erobern. Er spürte, wie die Botschaft in ihn hineingeritzt wurde, als wäre er aus Stein und sie sollte zu einem Stich verwendet werden. Immer war es, als müßte er fühlen, was er nicht hatte hören wollen, und dabei war er doch das Gegenteil von taub oder träge und reagierte auf den kleinsten Umstand. Noch wo er sich angeregt fühlte, im guten Sinn provoziert, da spürte er es förmlich, daß er aufquoll wie ein Schwamm und die Kontur verlor.

Ob es sich nun um Madagaskar handelte, das Wesen der Liebe, die neueste Krankheit, die jüngsten Prognosen, mit dem, was andere ihm zutrug, saugte er sich voll, bis er ausgepolstert und ausgeglichen wirkte, hübsch rund, und sich knubbelig anfühlte. So hatte man ihn gern, und so wollte ihn jeder besitzen. Aber der Griff ging ins Leere. Zwar konnte man an jeder Information andocken, aber man konnte ihn nicht festnageln. Was man für Materie gehalten hatte, für solide Bestandteile der Person, das waren nichts als offene Wunden! (Er kannte keine Narben, übrigens, zur Narbenbildung ließ er es nicht kommen; er kratzte rechtzeitig.)

Nur im harmlosesten Fall machte er einem klar, daß man sich in der Adresse geirrt hatte. Nach Madagaskar wollte man – *er* nie und nimmer! Man war bereit für die große Liebe – du meine Güte, auf welchem Stern lebte man denn? Und falls man *ihn* gemeint hatte: Er liebte überhaupt nicht mehr (und wollte auch nirgendwohin). Nichts gegen Sex, räumte er großzügig ein, aber nur ohne Liebe und nur mit Frauen, gegen die man das durchsetzen konnte; die zwar auch von Liebe redeten, aber die man mit F... zum Schweigen brachte (und hinterher fing man einfach nicht mehr an zu reden). Aber vom Liebhaben konnte er fabulieren, daß selbst gestandene Romantiker vor Neid erblaßten.

Er war porös wie ein Bimsstein. Die äußere Schicht war nicht mehr da, oder sie leistete einfach nicht, was sie sollte: die Person abgrenzen, einen Reizschutz installieren, für ein Minimum an Ruhe, Orientierung nach innen sorgen. Beschönigend ausgedrückt, befand er sich in einem unermüdlichen Stoffwechsel mit der

Außenwelt; aber bitte mit getrennter Betonung auf »unermüdlich«, auf »Stoff« und auf »Wechsel«. Jedenfalls konnte man die Aussage gar nicht wörtlich genug nehmen: zu fünfundneunzig Prozent, mindestens, bestand er aus Fremdem.

Ein solcher Anteil bändigte sich nicht so leicht. Kein Sterblicher hätte das geschafft. Wie sollte er es dann schaffen, und dabei hatte er eine unerhörte Fähigkeit zu assimilieren. Aber bei der Menge dessen, was auf ihn eindrang, hätte auch die nie und nimmer gereicht; er mußte sich einfach wehren.

Viele empfanden ihn als ungehobelt, seinen Ton als rüde. Wer auf ihn zutrat, wurde zurückgeschleudert, rieb sich die Nase, beschwerte sich. Aber wie sonst sollte er sich ihrer erwehren, die ihm sämtlich zu nahe kamen oder die er nicht auf die normale Weise in Schach halten konnte, weil er durchlässig war und sie tatsächlich von allen Seiten in ihn hineinströmten. Immer schleuderte er einen von ihnen zurück, der bereits in seinem Innern angekommen war, nicht etwa anklopfte. Der schon in ihm Platz genommen hatte und da sein Zeugs auspacken wollte, seine eigenen Erinnerungen, seine eigenen Pläne – so als hätte er, S., davon nicht mehr als genug!

Abweisen gab's nicht. Der Ort fehlte, an dem das hätte stattfinden können. (Die Tür war ausgehängt und so weiter, Gegensprechanlage *niente*; wie auch.)

Noch die ihn unbedingt in Therapie schicken wollten, weil sie sein Elend sahen, taten dies aus seinem Inneren heraus, wo sie sich installiert hatten, gemütlich ihr Butterbrot auswickelten und sich zu Hause fühlten.

Mit aller Kraft schleuderte er sie zurück und war danach erschöpft.

Ihn empfanden sie als grob, sich selbst als Zielscheibe; nicht bloß seines Spotts, vielmehr seines Hohns, seiner Angriffe, seiner Ausfälle. Sie hatten sich bei ihm eingenistet, und nun wußten sie nicht mehr, wo sie anfangen und aufhören. Der eigenen Orientierung beraubt, schoben sie alle Schuld auf ihn, der sie verhöhnte. Gutmütig im Grunde, treu wie Gold, tat er ihnen den Gefallen, beschimpfte und verhöhnte sie, machte sich zum Ungeheuer und sie zum Opfer.

Lamentierend zogen sie sich zurück.

Hinterher fühlte er sich erleichtert. Auch das war schließlich Stoffwechsel.

Wenn man sich damit trösten wollte, daß man jedenfalls der letzte in der unendlichen Reihe vielversprechender Neuer war – hatte er aus seinem Überdruß, seiner moralischen und physischen Erschöpfung doch kein Hehl gemacht –, dann blätterte er unversehens eine neue Seite auf, schrieb mit seiner Miniaturschrift »Neu!« auf das leere Blatt, war in seinem Verhalten wie ausgewechselt, und wer auf Wiederholung hätte verweisen mögen, war längst nicht mehr dabei oder durch die wundersame Verwandlung der Person, das wunderbare Ende der Reizbarkeit, das ungekünstelte Lächeln, die unwiderstehliche Botschaft,

daß der Mensch ein Bruder unter Brüdern sei, zum Verstummen gebracht.

Hatte man jemals das Wort vom Wolf gehört, der dem Menschen ... oder umgekehrt ?

Im selben Raum ? Soeben noch ? Von ihm ?

Weit öffnete er sein Inneres, so daß jeder hereinspazieren konnte, sah es in ihm doch nicht anders aus als bei allen andern. Überall die gleiche Einrichtung, vor allem Herz. Überall die gleiche Ausstattung, Lust, Frust und Angst. Vor allem Bequemlichkeit. Unbefangen zog er sich aus, stellte ungeniert sein Bäumlein zur Schau, diskutierte Familienprobleme, Figurprobleme, Verdauungsprobleme. Gab es jemanden, der sich nicht vor dem Frühjahr fürchtete, wegen der Speckröllchen, die er sich im Winter angefressen hatte ? Ein Heuchler, der ohne Beziehungsprobleme dahinlebte, er, jedenfalls, wollte nichts mit ihm zu tun haben. Nichts lehnte er innerlich mehr ab als die Ausnahme. Als Anhänger der exakten Wissenschaften konnte er bestätigen, daß die Variabilität unter den Menschen gering und die Ausnahme im Grunde langweilig war : Sie weckte vielleicht kurzzeitiges Interesse, aber nicht Liebe.

Trivial war schön. Das Allgemeinmenschliche war herrlich.

Wer etwa heimlich von einer Robinsonade träumte oder sich mit ihm in eine gemeinsame Weltflucht hineinphantasiert hatte, war nicht schlecht enttäuscht, wenn er Zeuge einer solchen Weltverbrüderung wurde. Störte er die Harmonie ?

Du lachst ja gar nicht, bist du schlecht gelaunt ? Welche Laus ist dir denn über die Leber gelaufen ?

Mich kann man nicht für sich allein haben, sagte sein strahlendes Gesicht. Kein Wölkchen trübte die heitere Stirn. Blitzblank, die Augen. Lachend, der Blick.

Vom reichlich gedeckten Tisch fiel auch der eine oder andere Brocken für den Spielverderber ab, nie uneingeschränkt süß, immer mit einer Warnung versetzt : Mach mir die gute Laune nicht kaputt, poch nicht auf Zweisamkeit, wo ich ausnahmsweise gut drauf bin, keine Querschläger bitte, siehst du nicht, daß ich ein einziges Mal heiter bin ? Bloß jetzt keine Vorhaltungen, keine unangebrachten Erinnerungen !

Im wolkenlosen Himmel grollte es vom kommenden Umschlag, Gewitter zog auf. Würde es einen diesmal hinwegfegen ? Oder sich über einem anderen entladen, der dann von heute auf morgen nicht mehr da war ? Welcher Platz konnte schon als angestammt gelten ?

Gestern war ich schlecht gelaunt, sagte ich einmal, nach einem Tag, an dem sie alle guter Dinge gewesen waren, nur ich hatte gelitten.

Stauend vernahm ich die Lüge. So war das also, wenn man Selbstverrat übte. Im Grunde ganz unspektakulär. So leicht ging es, daß ich es gleich noch einmal probierte.

Richtig schlecht gelaunt war ich, erklärte ich reumütig.

Das kannst du wohl sagen, gab S. lächelnd zur Antwort. Und das tollste war, du wolltest uns dafür verantwortlich machen. Wenn das nicht Projektion ist!

Mach dir nichts draus, tröstete er, wir haben alle unsere Stimmungen.

Ich lächelte dankbar.

(24) ...

Wenn ich abstrakt drauf war, dann machte ich ihn zum Gegenstand meiner Denkübnungen und bildete mir ein, ich interessierte mich nicht mehr für ihn. »Also« wurde mein Lieblingswort.

Ich fragte mich, was, wenn er wirklich anders war als die andern? Wenn bei ihm kein Teil fürs Ganze stand, also zwar ein Ganzes vorstellte, aber für kein Ganzes stand, oder wenn jedes Teil auf andere Teile verwies als die vorhandenen, also ein Ganzes anderer Teile darstellte und, auf dem Grunde dieser Teile, perfekt war, einfach traumhaft – langweilig, korrigierte ich mich sogleich, denn dann wäre es ja wie bei andern Menschen gewesen. Manchmal schlief ich über solchen Schlußfolgerungen ein, ein anderes Mal turnte ich in ihnen herum, bis der Morgen graute, und erst das Gepolter der Mülleimer, wenn sie aus dem Hof gezogen wurden, verschaffte mir die gehörige Dosis, und ich fiel in einen tiefen vormittäglichen Schlaf – sofern ich erst mittags zur Arbeit mußte. Wenn man auf nichts schließen konnte, malte ich mir etwa aus, es sei denn aufs Gegenteil, dann fiel man noch auf die Schnauze, denn Kontinuität und Dauer standen plötzlich auf dem Programm, und man selbst war rausgefallen! Auch das Gegenteil hatte noch sein Gegenteil, sagte ich mir schlau, und dann schlief ich hoffentlich ein; manchmal aber auch nicht, und dann wurde es ein bißchen gefährlich. Was, fragte ich mich immer wieder, wenn jedes Teil für sich vollkommen war, sei es moralisch, als pures Mitgefühl, menschliches Mitleiden, sei's ästhetisch, als Ausdruck von Einsamkeit, innerer Ferne, was weiß ich, als verschlafenes Kindergesicht – irgend etwas, was an der Idee strickte und sich um den Träger nicht scherte –, sei's als Aufbruch, Elan, ungetrübter Blick in die Zukunft, und dabei war das Ganze nur ein leeres Versprechen und es gab weder Schönheit noch Zukunft noch Moral! Oder, da schön nun mal schön

war – oder ich litt an Geschmacksverirrung –, und man von Moral und Zukunft zumindest reden konnte: was, wenn der Bezug, das demonstrative Verweisen, genauso selbständig war wie Schönheit, Zukunft und Moral, einfach ein Viertes, was dazukam und mit ihnen so wenig zu tun hatte, wie sie untereinander zu tun hatten, also Schönheit mit Zukunft oder, wenn man ehrlich war, Zukunft mit Moral! Übrigens konnte niemand den emphatischen Bezug so meisterhaft verkörpern wie er, und wenn ich ihn hätte abbilden müssen, dann als einen, der in seiner ganzen Körpersprache – nicht nur mit dem Finger – *zeigte*. Aber wenn man dachte, für irgend etwas mußte er doch stehen, dann hatte man sich getäuscht.

War Schönheit – die Möglichkeit der Geschmacksverirrung deutete darauf – nichts als Verliebtheit, Zukunft nichts als Einbildung (mit der Betonung auf Bild!), Moral nichts als eine erhebende Stimmung, auch eine Art von Verliebtheit? Das konnte nicht sein! Aber angesichts der euphorischen Verzweiflung meiner nächtlichen Kletterei wußte ich sehr wohl, daß es sein konnte.

Ein verheißungsvoller Anfang deutete mitnichten auf Veränderung, einen ersten oder zweiten Schritt, oder wenn, dann auf Widerruf. Der war so sicher wie das berühmte Amen in der Kirche, der Pendelschlag kam seiner Gangart am nächsten, und man hätte also damit rechnen können; nur leider rechnete niemand damit, zumal Ausstattung und Anordnung konventionell waren und nichts Besonderes vorkam, nur mußte es im Gegenuhrzeigersinn gelesen werden – auf das vorausweisend, worauf es hätte zurückdeuten müssen –, und dazu paßten die üblichen Gewohnheiten schlecht.

Ich gewöhnte mich daran, mich in meinen Erwartungen getäuscht zu finden, und war nicht länger enttäuscht. Ich brach mit der Haltung und merkte es nicht einmal; dabei hätte es ein Getöse geben müssen, wie wenn die Welt einstürzt. Hinterher hatte ich dann mit ihr gebrochen.

Zur Ruhe kam ich nicht; vielleicht war mehr kaputtgegangen als bloß die leidige Hoffnung. Zwar lebte ich nicht mehr in der falschen Gewißheit von Erwartungen, die nie eintrafen, und die Tage voller ereignisloser Verzweiflung gerieten in die Überzahl gegenüber jenen mit einer dramatisch enttäuschten Hoffnung. Auch kehrten sie ihre angenehme Seite heraus, ich fand sie allmählich leichter zu ertragen als die anderen; dabei hatte ich sie früher am meisten gefürchtet und alles getan, um sie durch Aktionismus plattzumachen. Äußerlich und innerlich gewann mein Leben an Ruhe, Unauffälligkeit und Normalität zurück; die Zacken ebneten sich ein. Ich fand trotzdem nicht ins Gleichgewicht. Etwas war entzwei, oder ich war zu weit gegangen.

Ich war vorgeprescht, in Unkenntnis der Entfernung, die ich bereits zurück-

gelegt hatte. Oder der Strecke, die ich noch vor mir hatte; vielleicht war die gar nicht mehr so lang. Ich hatte nicht nur mit einer quälenden Erwartung gebrochen; ich erwartete nichts mehr. Ich hatte mit dem Prinzip Hoffnung gebrochen, gleich mit dem ganzen Komplex! (Vielleicht hatte ich mich auch zu sehr in die Teile vertieft und darüber das Ganze vergessen.)

Ich lebte von einem Tag, ich sollte sagen: von einem Teil auf den andern.

Meine strengen Freunde fanden, ich lebte ganz gut, besser als früher, vielleicht sogar besser als sie; auf jeden Fall selbstbestimmter, ruhiger, im Grunde gemüthlicher, freier, nicht so bedrängt. Dabei waren sie mit dem Urteil rasch bei der Hand, und Vegetieren gehörte zu ihren Lieblingskategorien.

Äußerlich gefaßt, gleichmütig, war ich innerlich doch wie aufgelöst. Manchmal mußte ich weinen, und dieser Zustand hatte sich von den Umständen vollkommen emanzipiert, man kann auch sagen verselbständigt. Die Tränen liefen einfach aus mir heraus. Im Gänsemarsch kletterten sie den engen Kanal hinauf, wippten den Bruchteil einer Sekunde auf dem höchsten Punkt und kullerten über die Backen hinunter. Von Konvulsion und Krampf keine Spur. Kein Schluchzer, es sei denn in den Eingeweiden. Auch das hübsche Bild von den Schleusen paßte nicht. Lediglich der Grundwasserpegel stieg. Nichts Sichtbares hatte sich verändert, aber alles war naß, wie durchtränkt.

Ich bekam Sinn für alles, was keinem Gedanken unterworfen war, keine Kontrolle passiert hatte, auf keinen Stammbaum verweisen konnte: weder Ursache noch Wirkung war, dafür voller Widersprüche steckte, die sich wie Möglichkeiten aufführten, in landläufiger Betrachtung also an einer allgemeinen Bezugsschwäche litt (die natürlich nur zu einer allgemeinen Beziehungsschwäche führen konnte), dabei den utopischen Anschein erweckte, daß es einfach geschah. Kurz, es wimmelte nur so von ausgeschlossenen Dritten.

Wenn man den Bogen raushatte, hatte man ihn im Nu durchschaut; man hätte ihm soufflieren können. Etwas geheimzuhalten war ihm zum Beispiel so unmöglich, daß er es ebensogut gleich erzählen konnte, und das tat er dann regelmäßig. Aber je mehr man erfuhr, desto weniger konnte man sein Wissen verwenden, desto weniger Einfluß nehmen. Vielleicht lag es daran, daß er alles bereits durchgekaut, es hundertmal durchdacht, auch erzählt hatte; am Ende war es zu nichts anderem mehr zu gebrauchen als zu dem bestimmten Ergebnis, zu dem es geführt hatte, nämlich seiner Ansicht, man kann auch sagen seiner Überzeugung; denn alle seine Meinungen waren Überzeugungen beziehungsweise, da ihnen der frische Geruch der Neuigkeit anhaftete, auch seine ehernen Überzeugungen nur Ansichten.

Bestimmt lag es auch daran, daß bei ihm immer zuallererst der Verstand,

vor allem aber das Ich kam. Denn niemand konnte, was er sich angeeignet, sich den Bedürfnissen seines Verstandes entsprechend zugerüstet hatte, noch zum Gegenstand eigener Überlegungen machen. Genaugenommen diente alles, was er vorbrachte, einer fixen Idee; die war in seinem Privatleben begründet, wem es wohltonend klingt: in seiner Biographie. Jedenfalls war es alles andere als freies Material, das man hätte in Augenschein nehmen, zu dem man sich unbefangen hätte äußern können, vielmehr Kontrollwissen. Nichts weniger als Inhalt, war es Schlußfolgerung, zum Beweis umgerüstetes Material, Instrument (oder Waffe). Bewiesen wurde immer alles mögliche und mehreres zugleich beziehungsweise das eine durch das andere, was selbst auch noch zu beweisen war. Letztlich, auf dem obersten Punkt der Beweispyramide, wurde bewiesen, daß alles keinen Zweck hatte, ganz gleich, um welches Alles und welchen Zweck es sich handelte. Nichts hilft, lautete die existentialistische Botschaft, mir kann keiner helfen – du am allerwenigsten –, die persönliche. Tatsächlich, nicht um geholfen zu kriegen, erzählte er, was in den Ohren aller, die ihm zuhörten, nach Hilfe schrie, sondern um sich mitzuteilen, meinetwegen auch Luft zu machen. Wenn man ihm wirklich helfen wollte, dann hielt man es aus, aber das schaffte man nicht). Er gab zu, daß es ein Härtetest war, und erzählte freimütig, daß es noch nie jemand geschafft hatte. Für ihn war es der Test auf die eigene Menschlichkeit, und in unvergleichlicher Zweideutigkeit ließ er offen, was als Preis winkte.

Er behauptete strikt, daß kaum ein Mensch dazu imstande war, seinen Helferimpuls zu unterdrücken, sich nicht, unter dem Deckmäntelchen aufopfernden Mitleidens, unanständig heranzurobben, Nähe zu usurpieren, statt durch Verständnis den Spielraum des andern zu sichern. Seiner felsenfesten Ansicht nach war Zuhörenkönnen das Größte überhaupt, Zuhören zugleich einfache Menschenpflicht, und schon allein dies, eine schwere Pflicht oder privilegierte Liebespflicht daraus zu machen, fand er verächtlich. Lieber sagte er gar nichts mehr, dann brauchte ihm auch keiner zuzuhören.

Mit seinen Reden, seinen abenteuerlichen Beweisführungen, seinen hemmungslosen Beschimpfungen brachte er noch den mitteilsamsten Menschen zum Verstummen. Mal war man zu wütend, um zu reden, mal fehlten einem einfach die Worte. Noch der harmloseste, lustigste Mensch wurde neben ihm depressiv.

Aber ständig fand er neue Menschen, denen er sich mitteilen konnte.

Jemanden in eine Unterhaltung zu verwickeln war seine größte Freude, der Ahnungslose wußte ja nicht, daß er getestet wurde: daß er die Probe auf sein Menschsein zu bestehen hatte. Bestochen vom ersten Erfolg – denn er öffnete sich so, daß auch der andere nicht anders konnte, als sich ebenfalls öffnen –,

überwältigt vom Gefühl der Einheit mit dem Menschengeschlecht, mit Mann und Frau, verschärfte er unversehens die Bedingungen; aus der Unterhaltung war eine Prüfung geworden, und von dem Moment an konnte man sie nicht mehr bestehen.

Soviel wie er verlangte, hatte man einfach nicht zu geben.

Er konnte unendlich geben, das war der Eindruck, der zurückblieb, oder er hätte; aber er verlangte einfach zuviel. Was er selbst verweigerte, das verlangte er von seinem Gegenüber. Dem blieb nichts anderes übrig, als zu versagen, aber er wußte nicht, wie ihm geschah. Soeben hatten ihm noch die Festtagsglocken geläutet, und schon war er durchgefallen. Im Grunde kapierte er erst beim Ausscheiden, daß es sich um eine Prüfung gehandelt hatte. Er hatte die Menschheitskrone versiebt, und dabei hatte er geglaubt, er würde sich nur unterhalten.

Protestierte man gegen die Bedingungen und verlangte Wiederholung, erklärte er lachend, daß jeder Verstoß gegen die Menschlichkeit wie das Durchfallen bei einer Prüfung war. Mensch sein war Prüfung, sagte er, ganz Philosoph, da gab es keine Bedingungen; übrigens, da man ja nicht heute Unmensch und morgen Mensch sein konnte, auch keine zweite Chance, schon damit die Fragestellung nicht verwässert wurde. (Das war jetzt nicht in echt so gemeint, sondern galt sozusagen nur dogmatisch, auf die Prüfung oder die Menschlichkeit bezogen. Er selbst hätte hunderttausend Chancen verdient, aus dem einfachen Grund, weil er nicht geprüft wurde.)

Natürlich hätte man auf seine Mitschuld, seine eigenen Verstrickungen verweisen können. Hatte man selbst deshalb weniger versagt? (Wurde man dadurch lebenswerter, würde er sich deshalb eher nach einem sehnen?) Man hatte die Probe nicht bestanden, das war ein objektiver Befund. Man hatte sich nicht als Mensch erwiesen. Ein Mensch aber hatte vor allem Mitmensch zu sein; das war ein Mensch. Man hatte die Sache des Mitmenschen schlecht vertreten, und auch das wäre noch zu verschmerzen gewesen, wenn es sich dabei nicht um die eigene Sache gehandelt hätte.

Die eigene Sache, das war er. Leicht wäre es gewesen, den Spieß umzudrehen, wenn er nicht die eigene Sache gewesen wäre.

Er mußte die Menschen durchfallen lassen, konnte man ihm erklären, weil er sonst in Nullkommanichts an den Punkt kam, wo er selbst durchfiel. Die andern mochten nicht imstande sein, ihm zuzuhören, er aber, er konnte sie nicht ertragen. Nicht einmal zuhören mußte er ihnen und ertrug sie dennoch nicht. Zugleich war er süchtig nach ihren Sünden und hörte ihnen zu, so wie man querlas, auf der Suche nach Fehlern; damit er wußte, warum er sie nicht ertrug,

und damit er sie ganz schnell durchfallen lassen konnte. Indem er sie rechtzeitig durchfallen ließ, kam er dem eigenen Versagen zuvor. Indem er sie durchfallen ließ, brauchte er nicht mit ihnen zu brechen. Indem er auf diese Weise mit ihnen brach, konnte er sogar mit ihnen auskommen. Der Verlauf war immer derselbe: er ging zu weit, sonst wären sie ja nicht durchgefallen. Aber die ganze Kunst bestand darin, nur gerade eben so weit zu gehen, daß sie durchfallen mußten, ohne zu begreifen, wie das gekommen war.

Er konnte mit ihnen auskommen, aber *sie* waren durchgefallen!

Aber hatte er das nicht alles schon selbst gesagt, er über sich? Er dachte pausenlos über sich nach und quoll über von Bekanntem. Letztlich waren es seine Argumente. Man mußte schon verdammt ausgeschlafen sein, wenn man ihm etwas Neues über ihn erzählen wollte.

War es relativ neu oder hatte ihm selbst Mühe bereitet, hatte auch er sich nicht wenig damit geplagt, so lächelte er fein, dem andern Feinsinnigkeit zubilligend, und für einen Moment war man wie Verschwörer, wie Verbündete. Aber um nichts in der Welt hätte er zugegeben, daß es wirklich etwas Neues war.

Er wußte es ja, deshalb konnte es nicht neu sein. Selbst wenn er einen Moment nicht daran gedacht hatte.

Er war eben reiner Verstand. Freilich interessierter Verstand, voreingenommener, befangener Verstand. Und deshalb immer schon Urteil und immer schon im Unrecht, wenn auch nie zu widerlegen. Nicht totzukriegen.

Mit dem Verstand konnte man ihm jedenfalls nicht kommen. Auch mit etwas Neuem nicht. Ihm war alles bekannt, das war der Ausgangspunkt. Wer ihm etwas Neues bieten wollte, fiel hinter den Ausgangspunkt zurück. Er wollte ihn im Grunde widerlegen: Die Dinge waren nicht so, wie er sie sich zurechtlegte; die Welt hatte noch soviel zu bieten!

Es gab nur eine Möglichkeit, mit ihm auszukommen: sich über das zu freuen, was *er* zu bieten hatte.

Das war nicht einfach und erforderte ein gehöriges Selbstbewußtsein, eine gehörige Portion Unabhängigkeit, um mit den Demütigungen, den unvermeidlichen Zurückweisungen fertig zu werden. Auch ganz schön intelligent mußte man sein, um zu begreifen, was er einem offerierte und daß die Intelligenz die Empathie für zuständig erklären mußte. (Hier konnte er ausnahmsweise auch nicht helfen.) Es erforderte eine ganz eigene Intelligenz und von ihr eine enorme Portion.

Vielleicht war diese besondere Intelligenz ganz einfach Masochismus.

(24) ...

Wenn wir auf unsere besondere Art kommunizierten, dann redeten wir von Unbewußtem zu Unbewußtem.

Es kam vor, daß die Umstehenden erschrakten, weil unsere Stimmen rauh klangen. Es wirkte wie ein Angriff, ausgeführt mit den Waffen des Verstands, mit Zielfernrohr und Präzisionsinstrumenten, und war doch nur die Stimme des Herzens.

Das kam öfter vor.

Ich bemerkte auch, daß die Leute mit uns umgingen, als hätten sie uns erappt – ich sage schon »wir«. Sie glaubten, wir hätten etwas miteinander und gäben es nur nicht zu. Da wir mitten in der Unterhaltung in eine andere Form der Kommunikation umschalteten, uns wie in eine andere Situation hineinkatapultierten, meinten sie, wir schalteten eben von normal auf intim um, kurz von der Wohnstube aufs Schlafzimmer. In Wirklichkeit hatten wir nur von bewußt auf unbewußt umgeschaltet, und was das bedeutete, konnte im Grunde niemand ermessen, nicht einmal wir, war es doch, wie wenn einer im andern gewissermaßen Platz nahm und von dort redete. Jedenfalls konnte er nicht ohne weiteres zurückbeordert werden; niemand hatte so recht Verfügung über den Ort.

Daß ein Wechsel stattgefunden hatte, merkte man schon an der Ruppigkeit des Tons; wären wir noch auf der Ebene der Argumente gewesen, er hätte mit Sicherheit Unmut erregt, aber wir waren schon auf der Ebene der Laute. Eine karge Fürsorglichkeit hatte sich an die Stelle der komplexen Verständigung gesetzt, ein übergreifendes, oberflächliches, immer irgendwie gefühlkalt anmutendes, auch vor einem gelegentlichen Klaps nicht zurückschreckendes »Muttern«.

Ich hatte nicht immer ein Sensorium für das ruhige Nebeneinander anstelle des hysterischen Füreinander, des trostlosen Ineinander, und fiel ins Argumentieren zurück. Aber die Argumente behielten einen schrillen Ton, einen Anstrich von Zetern und Lamentieren. Wenn das passierte, brach ich die Unterhaltung regelmäßig ab. Dabei hätte er sie noch stundenlang fortsetzen können, als unbewußte Kommunikation, auf der Ebene der Laute, und er setzte sie auch gelegentlich fort, über jedes Scheitern hinweg; er spann den Faden einfach weiter.

Ich hätte das auch gewollt, aber ich fand den Faden nicht. Ich wollte fühlen und sehen; ich war kein Nachtwandler. Er dagegen fand sich nur im Finstern zurecht, damit will ich sagen, bei Tage *fand* er, Infos noch und noch, Bilder, Schlüsse, Einsichten, aber nur nachts fand er sich zurecht. Ich konnte nicht

sein, ohne zu wollen. Er konnte nur das jeweils eine ohne das andere, aber das konnte er phantastisch.

Hundertmal habe ich das Scheitern dieser seltsamen Beziehung durchlebt – wenn ich dachte, es wäre alles vorbei, und es gab auch nichts mehr zu denken – und voller Zuversicht wieder angeknüpft, wenn er mir bewies, daß sie niemals geendet hatte; daß das Scheitern virtuell war, daß wir es mit Hingabe gespielt, die Beziehung aber keineswegs in Frage gestellt hatten. Ich machte mich mit dem frischen Mut dessen ans Werk, der noch nie eine Enttäuschung erlebt hat, und bereits der erste Schritt gab mir recht: es ging vorwärts. Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den andern. Es kann gut oder schlecht sein, sagte ich mir, gefährlich oder ungefährlich. Auf jeden Fall ist es neu.

Was Fehler anging, war er überaus großzügig. Fehler kamen vor, sie hatten mit Argumenten zu tun. Auf der Ebene des Unbewußten, auf der wir miteinander kommunizierten, waren es durch die Bank Flüchtigkeitsfehler, Reste vom Argumentieren, ein erratisches »und, ja, weil, nein«, nichts Substantielles. Selbst Verstöße gegen das System wurden verziehen. Sie waren schlimm – und ich erlebte sie, als wenn Teile von mir zerstört würden –, aber sie gingen vorüber, so wie alles, was sich wichtig dünkte. Während ich bloß den Verstand am Zuge sah und mit der Empfindlichkeit des Kopfmenschen reagierte, spürte er wohl die unbewußten Kräfte und war nicht im mindesten gekränkt. Ein entfesseltes Herumfuhrwerken konnte unter diesem Gesichtspunkt angemessen sein; es war nicht unbedingt schön, aber authentisch, fehlerfrei jedenfalls, im Sinn von: vom Fehler befreit. Was konnte man ihm Größeres zubilligen? Auch Argumente konnten Äußerungen des Unbewußten sein; dann waren sie eben Tatsachen oder Botschaften, noch in ihrem Wie wesentlich ein Etwas. Sie waren ein Ding, und mußten als solches behandelt werden. Das heißt, man durfte es anfassen, von allen Seiten betrachten, auch hin- und herrollen, wenn es sein mußte, aber auf gar keinen Fall zerlegen oder beschädigen.

Sobald Argumente, die eigentlich Gefühlstatsachen waren, als Verstandes-tatsachen verwendet wurden, ging regelmäßig alles in die Brüche. Von ihrer Börsartigkeit, ihrer Zielgenauigkeit, ihrer feinsinnigen Treffsicherheit macht man sich keine Vorstellung!

Aber selbst hier war er großzügiger als die meisten. Er hielt noch am Unbewußten fest, wenn die andern schon auf Vernunft umgeschaltet hatten. Natürlich konnte man es auch anders sehen. Er mutete den andern soviel zu, daß sie sich nur durch einen Sprung in die Vernunft retten konnten, und da mochte er noch soviel von der Unzerstörbarkeit der Gefühle faseln, von essentieller Treue und so weiter. Er, wiederum, behauptete, sie hätten sich an Akzidentien aufgeleilt

oder, was dasselbe war, an Unvermeidlichem, kurz, ihn nicht so genommen, wie er war, und doch hätten sie ihn einmal geliebt; wäre er anders gewesen, es wäre gar nichts passiert – kein Vorgang, nicht einmal Sex, geschweige denn Liebe.

Ich war entschlossen, nicht in diese Falle zu tappen. Ich sagte mir: *Ich* liebe ihn, was *er* macht, ist mir egal. Freilich mußte er mir helfen, den Faden nicht zu verlieren. Aber darum liebte ich ihn ja.

Dabei war ich kreuzunglücklich. Eigentlich ein Stehaufmännchen, liebäugelte ich mit der Resignation. Wir sind uns überhaupt nicht nahe, redete ich mir ein, wir haben ja nicht einmal etwas miteinander; andere hatten wer weiß was miteinander und waren sich kein bißchen nahe. Wir liebten uns eben nicht richtig.

Wir teilten eine sehr private Seite unserer Existenz, die vielleicht, die man sonst nicht teilt. Aber wir teilten nicht das Kopfkissen miteinander. Im Gegenteil, je mehr ich mit ihm schlafen wollte – weil ich von der Überzeugung nicht lassen konnte, daß diese Frage über Wohl und Wehe unserer Beziehung entschied –, desto schärfer hielt er beides auseinander, desto entschiedener wurde er in seinen Vorkehrungen, desto sorgsamer in seiner Abwehrstrategie.

Nicht lieblos, aber sorgsam; beinahe liebevoll.

Freilich, immer mehr mußte vermieden werden. Wie ein Todesstreifen zogen sich seine Sicherheitsvorkehrungen durch unser Verhältnis, kahl lassend, wo durchaus unbefangenes Miteinander stattfinden konnte, hätte er durch seine Barrikaden – oder ich durch mein halsstarriges Wollen – nicht alles vermässelt. Er sah es mir an der Nasenspitze an, daß ich ›nah‹ und ›lieb‹ miteinander verwechselte; also mußte ›näher‹ um jeden Preis verhindert werden. Wir hatten früher dies und das zusammen gemacht, alltägliche Dinge; damit war es vorbei. Früher, dachte ich zuweilen träumerisch, ja da hatten wir etwas miteinander gehabt. Jetzt waren wir *clean*.

›Näher‹ war ausgemerzt; fast konnten wir uns unbefangen begegnen.

Wenn ich soweit war, daß ich meine Liebe eingehen lassen wollte, schaltete er regelmäßig um auf ›viel näher‹. Und wenn ich darauf hereinfl, schaltete er zurück. Sogar ich begriff schließlich, daß es sich hier um den Kontrapunkt zur Liebe handelte; für ihn waren Sex und Nähe Antagonisten.

Liebe wäre für ihn das Größte gewesen, wenn es sie denn gegeben hätte, aber es gab sie nicht. Sie existierte zwar, aber nur in der Sphäre der Worte. Dabei gab niemand mehr auf Worte als er, und niemand konnte so perfekt wie er etwa ›Liebesverhältnis‹ deklinieren, ein Wort, bei dem andern die Kehle austrocknete. Für ihn war es Programm, nicht mehr und nicht weniger, so daß man sich ewig danach sehnen konnte. Aber Sex gehörte für ihn in die Sphäre des Verstands, es

war dem Bewußtsein assoziiert, dem Kalkül, dem strategischen Denken. Es war ein Vorgang und konnte demzufolge durchdacht, ein Ablauf, und demzufolge gegliedert werden. Davon abgesehen, war es eine durch und durch sachliche Handlung, die für die tollsten Phantasien Raum ließ.

Sex war eine Herausforderung, mußte doch Nähe herbeigeführt werden, ohne daß Nähe entstand. Die unumgängliche Zweisamkeit durfte die unverbrüchliche Einsamkeit nicht gefährden. Das Beenden war nicht der leichteste Teil daran, aber man lernte es, und dann konnte man es auch. Entschlußkraft und die Fähigkeit zum abrupten Handeln waren dazu erforderlich: Wir haben doch nur Sex gehabt.

Wir hatten keinen Sex.

Da er eine sehr konkrete Vorstellung von der Liebe hatte, konnte man ihn mit dem körperlichen Verlangen nach Vereinigung nicht beleidigen. Man trat ihm damit nicht zu nahe, und ebensowenig demütigte man sich selbst, in seinen Augen jedenfalls nicht. Im Gegenteil, der Wunsch stellte eine lebendige Beziehung her zu jener wahren Liebe, die in der Sphäre der Worte und Werte existierte (obwohl *in echt* dort alles ganz schön hausbacken und trivial war). Sofern man selbst einen Draht zum Unendlichen hatte, war es geradezu verdienstvoll, ein solches Verlangen zu äußern. Sich durch die unvermeidliche Ablehnung beschädigt zu fühlen, schwer an der verlorenen Würde zu tragen – was für ein Quatsch! Verlangen zu äußern war legitim, es war idealistisch. Es abschlägig zu bescheiden versah die Liebe mit dem Modus, der für ihre realistische Bestimmung nötig war. Liebe ja, lautete das abschließende Urteil, aber nur in der Negation!

Für ihn war das praktizierte Nähe. Gemeinsam arbeiteten wir den Begriff der Liebe heraus, ich, wie es einer Frau zukam, auf das Tun versessen, er mit Kategorien.

Nicht jeden ließ er so nahe an sich heran; ich durfte mich in mancher Hinsicht ausgezeichnet fühlen. Mit andern schlief er vielleicht, aber er erlaubte ihnen keineswegs, etwa mit ihm über Liebe zu diskutieren. Er selbst, wenn er mit ihnen schlief, arbeitete unermüdlich an diesem Begriff, aber allein, Einsamkeit prägte das Resultat: ein Übermaß an Vollkommenheit, wenn man so sagen darf, ein Übermaß an Strategie; zuviel Gedanken, zuwenig Nähe.

Einen Großteil der gemeinsam verbrachten Zeit verwendeten wir darauf, die überflüssigen Dinge zu lassen, die im Umgang mit andern Leuten nötig waren, und so das Skelett der menschlichen Beziehungen herauszuarbeiten, einer Wirklichkeit, so hart und beständig wie die *prima materia* der Philosophen. Wir wollten da anfangen, wo andere umzukehren pflegten: bei einem Tag

ohne Programm, einem Ausflug ohne Ziel, einem Spaziergang ohne Worte. Irgendwann würde auch eine Nacht ohne Liebe dazukommen. Es war nicht zu glauben, worauf man alles verzichten konnte!

Tagelang ersann ich Situationen, in denen es *honorable* erschien, gemeinsam eine Nacht zu verbringen, tagelang beschäftigte ich mich mit dem Gedanken an die Nacht. Ich erschöpfte mich bei dem Versuch, Nähe und Nicht-Nähe zusammenzubringen.

Ach was, gib auf, sagte ich mir, hör auf zu halluzinieren.

Aber ich konnte nicht. Das Problem war, ich konnte Aufgeben und Umkommen nicht auseinanderhalten. Beim Gedanken an Aufgabe wurde mir schwindlig; ich taumelte. Erst mußt du schwindelfrei werden, sagte ich mir, dann darfst du abstürzen.

Ich staunte nicht schlecht, als ich einmal seine ausgestreckte Hand erblickte; ich hatte das Gleichgewicht verloren, oder er mir einen Schubs gegeben, beides kam in unseren Übungen vor.

Willkommen im Club, sagte er, das war ein Kompliment, weil ich mich zu fallen getraut hatte. Ich war über meinen Schatten gesprungen.

Vielleicht sagte er auch gar nichts, aber seine Hand redete; auf der Ebene, auf der ich angekommen war, hatte das Stumme Worte und das Unverständliche eine klare Bedeutung. *Du gibst mir die Hand?* fragte ich verwundert; denn normalerweise bevorzugte er die Brechtsche Methode, und er hatte auch eine kindische Angst, den kleinen Finger zu geben.

Er nickte, von der Frage nicht einmal befremdet. Als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, half er mir auf. Ich war ohne Wenn und Aber gefallen, dadurch waren die Gesetze der Nähe in Kraft getreten, nicht länger regierten die Gesetze des Willens. Eine Hand war eine Hand, eine Frage war eine Frage, und es gab keinen Grund, das eine oder das andere zu verweigern.

(26) E. ERZÄHLT

Am meisten liebte ich die Einsamkeit, wenn ihr Ende absehbar war.

Ich liebte sie abends, wenn ich am nächsten Morgen etwas vorhatte, vielleicht früh aufstehen mußte (am schlimmsten war sie morgens, aber das weiß ja jeder).

Am meisten liebte ich sie, wenn ich sie bedroht fühlen durfte. Dann war sie so kostbar wie alles, was knapp ist. Dann vermißte ich sie schon, und dabei hatte ich sie noch.

Wenn am andern Ende des Tunnels bereits das Licht aufschien, dann hoben sich die Kulissen meiner Einsamkeit körperhaft ab; noch die Balkontür stand frei im Raum, wie ein echtes Kunstwerk, und die armseligen Requisiten des Überlebens – Zigaretten, Zeitung, Gettoblasten und die unvermeidliche Tischkante für die Füße – verwandelten sich in ein sorgsam arrangiertes Ensemble.

In dem Moment, wo sich – in Erwartung ihrer Erledigung – die Dinge umgedreht hatten, schien es besonders schwer, ihr Ende hinzunehmen, klebte ein Sinn an ihnen. Hatte ich mich nach Jahrzehnten der Zweisamkeit, der Unselbständigkeit nicht dem Alleinsein widmen und es richtig lernen wollen? War mir nicht die Liebe dazwischengekommen und mit ihr die blöde Ideologie, derzufolge, was immer sich entwickelte, zu einem Abschluß gebracht werden mußte, denn das war nun mal sein Sinn? War ich nicht diesem simplen Modell gefolgt und scheiterte nun, weil es an allem haperte, vor allem an der Entwicklung? Und kam dennoch nicht los davon, obwohl alles wieder auf Alleinsein hinauslief, nur diesmal ohne Glanz, dafür mit einer zehrenden Unruhe?

Seltsamerweise konnte ich mich nicht einmal in Gedanken lösen; vielleicht weil es ohnehin so schwierig war, einen Zweck zu bestimmen, und *nearly* unmöglich, ihn wiederaufzugeben. Das heißt, logisch schon – man brauchte ihn bloß abzutrennen –, aber gefühlsmäßig oder lebenspraktisch nicht (vielleicht auch umgekehrt: praktisch war nichts leichter als das, man mußte ja nichts vollbringen; aber da man in Gedanken ständig wiederanknüpfte, verkraftete man es eben nicht).

Von heute auf morgen verlor mein Leben seine Bestimmung. Was hatte es für einen Sinn, die Stille zu spüren, mir die Einsamkeit zum Freund zu machen, kurz das Alleinsein schön zu finden, wenn ich morgen, sagen wir – segeln ging?

Ich ließ die Einsamkeit im Stich. Prompt ließ sie mich im Stich.

Wenn ich vorher gewußt hätte, wie es war, wenn man etwas vorhatte, dann hätte ich vielleicht das Alleinsein vorgezogen. Oder wenn ich gewußt hätte, wie leicht es war, nicht mehr allein zu sein, dann wäre ich es noch ein bißchen geblieben. Hätte ich gewußt, daß sich die Zweisamkeit bei der Einsamkeit bediente, kräftemäßig, oder der äußere Reichtum beim inneren, ja, dann hätte ich es mir vielleicht noch einmal überlegt. Denn ein fröhliches Gemüt, aber nichts zu freuen haben war traurig; einen Grund zur Freude, aber nicht genug Substanz zum Freuen trauriger.

Und so war ich nie einsamer und unglücklicher als in dem Moment, wo ich

mich von beidem, Unglück und Einsamkeit, verabschieden sollte, und sah dem Morgen mit leeren Händen entgegen.

Wenn ich vom Ausflug heimkehrte, *verbrannt*, die Wangen von den hinter der konsternierten Fassade geweinten Tränen erhitzt – die Augen rollten unbehaglich in der fremden Höhle –, dann war ich einsamer denn je, verworfen, abgelehnt, und mein Zimmer erschien mir wie eine aufgelassene Bühne. Ein Gespenst, irrte ich zwischen den Gegenständen umher, und hätten nicht die hektischen Finger sich selbständig betätigt und das Leblose abgetastet, das Eckige, das Spitze, und wäre nicht ein befremdliches Krächzen aus meiner Kehle gekommen, das auf Implosion deutete und die Stille Lügen strafte, ich hätte mich selbst zu den Dingen gezählt. Aber wenn ich genau hinhörte, konnte ich sogar ein Statement entziffern, »Das war's jetzt also!« oder einfach nur »Siehste!«, und einmal vernahm ich eine bündige Anweisung, mit heiserer Stimme hervorgestoßen, »Ich brauche etwas zu trinken!« und ging in die Küche, um mich am Wasserhahn zu versorgen.

Es dauerte, bis der Heilungsprozeß in Gang kam, ach was, Heilung! Jedenfalls verlief er nicht über Ablösung, sondern Anknüpfung und geschah nicht durch Verschmerzen, sondern Wiederherstellen, der Fachmann hätte gesagt Verleugnen, ich sage Anerkennen. Ich liebte ihn, er liebte mich nicht. Er hatte mich zum Segeln mitgenommen und systematisch beschimpft; aber er *hatte* mich mitgenommen.

Ein seltsames Überkreuz stellte sich her (und ich merkte zum Beispiel, daß meine Freunde mich mißtrauisch beäugten): die Tatsache galt, das Urteil aber, als bloße Meinung, galt nicht. Pech für mich, daß S. zu einem erheblichen Teil aus Meinung bestand. Ihrer Natur entsprechend war sie dem Wechsel unterworfen, und so wurde auch ich dem Wechsel unterworfen. Pech auch für mich, daß er mich abwechselnd zu den Tatsachen und zu den Meinungen rechnete. Als Meinung wurde ich bald anerkannt, bald abgelehnt. Freilich hätte ich, ohne mich in der Sphäre der Meinung aufzuopfern, es nie zur Anerkennung als Tatsache gebracht.

Als Meinung wurde ich immer dann abgelehnt, wenn ich mich an meine Karriere gewöhnte, wenn ich also aus der Anerkennung Profit ziehen und zu einer Tatsache werden wollte; da wußte ich noch nicht, daß es sich nur um eine der berühmten *Sachvorstellungen* handeln konnte. Wenn ich mich aber verleugnet fühlte – und das geschah so, daß die Tür zum Unbewußten sich schloß –, dann bekam meine Ansicht Gewicht, und meine Stimme zählte. Denn irgendwie mußte ich ja vorkommen; *gar nicht* gab's nicht.

Auch wenn er mit dem System seiner Meinungen insgesamt ins Minus ge-

rutscht war, so daß es den Eindruck machte, als hätte er sich auf die triviale Seite geschlagen, wo es keinen Widerspruch, keine Anspielung, nur eine lineare Ausrichtung gab – beziehungsweise, um es einmal aus seiner Perspektive zu formulieren, wenn er drauf und dran war, den Boden unter den Füßen zu verlieren und wir seinen Hilferuf als Beweis nahmen, daß er sich zum Spießler bekehrt hatte –, dann wurde natürlich auch ich als Meinung abgelehnt; soS, die einfachste Buchstabenkombination, war mir ja verschlossen.

Oder wenn er auf der Ebene der Tatsachen und der Ebene der Meinungen völlig gleich agierte, wenn die Frauen, mit denen er umging, den Meinungen entsprachen, die er von ihnen zum besten gab (und übrigens auch die Art, wie er sich über sie äußerte, dem entsprach, was er von ihnen hielt); wenn er so jegliches Profil verlor und ich ihn insgeheim den »flachen Franz« titulierte. Beziehungsweise (denn nach wie vor konnte ich jeden Sachverhalt genauso gut vom gegenüberliegenden Standpunkt beschreiben), wenn nicht einmal wir, die ihn doch hätten verstehen müssen, uns die Mühe machten, von der glatten Außenseite auf die Härte der Widersprüche zu schließen, die ihn innerlich zerrissen; wir hätten das zum Beispiel daran erkennen können, daß unsere Tatsachen für ihn bloß Meinungen waren, beliebig, auswechselbar, vergänglich, daß *Ficken* zum Beispiel eine Meinung für ihn war – viel Ärger erwuchs ihm daraus, daß manche Frauen das nicht einsehen wollten; eigentlich alle.

Wenn es aber mit ihm durchging beziehungsweise, so wie er es sah, wenn es ihm so schlechtging, daß er dank der Unfähigkeit und Bequemlichkeit seines Umfelds – derer, die doch zu ihm gehörten und ihn hätten verstehen müssen – unkenntlich und unheimlich wurde, dann, spätestens, wurde ich rehabilitiert; denn so flach ich für mich selbst wirken mochte, geradezu spießig mit meinem Pensionsanspruch und meiner Pünktlichkeit, mit meinem unbändigen Ernst und meiner grenzenlosen Lust zu lernen – im System seiner Meinungen war ich ein exotisches, um nicht zu sagen erotisches Element.

Oder wenn sein Schicksal sich zum Schlechteren gewendet hatte, wenn er tatsächlich auf die Minusseite gerutscht war und ihm einfach soviel fehlte – Geld, Glück, Gesundheit –, daß der Mangel den Anschein der bedachtsamen Lebensweise erweckte, Sammlung statt Verausgabung auf der Tagesordnung stand, um nicht zu sagen Philosophie, dann wurde ich rehabilitiert, und für eine Zeit – bis es ihm besser oder bis es wieder aufwärts mit ihm ging – sah es sogar so aus, als wäre ich ein Eckpfeiler in seiner Existenz.

Auch ihm kam es so vor, kein Zweifel, denn auch er war ein Opfer seiner Ansichten.

Als Meinung geriet ich in den Taumel der Polarisierungen, und es erging mir

schlecht. Als Tatsache dagegen war ich *ein* Puzzleteil unter tausend und – entsprechend wichtig. Hätte ich als einziges Teilchen gefehlt, das Ganze wäre zerstört gewesen. Meine Aufgabe war es lediglich, mich mit der Gleichzeitigkeit der andern Teile abzufinden, mich, um des Ganzen willen, das wir bildeten, mit ihnen zu befreunden, ja mich nach ihnen zu sehnen.

Das war schwer auf der Ebene der fragilen Individualität, auf der Ebene der unzerstörbaren Einzelteile war es ganz leicht.

Ich lernte es, mich für die Frauen zu interessieren, für die sich S. interessierte, und die zu respektieren, die sich für ihn interessierten, und das waren nicht wenige. Dabei folgte ich nur meinem Naturell; denn normalerweise interessierte ich mich für jeden, mit dem ich es zu tun bekam, und hatte regelrecht Mühe, mich nicht zu interessieren. Der Ausschluß von Mitbewerberinnen, die mich womöglich beneideten, deren mißgünstiges Interesse ich zu spüren glaubte, hatte mich gehemmt.

Ich entwickelte die Eigenschaften einer Haremsdame: zutraulich gegenüber anderen Frauen; reizbar S. gegenüber.

Es kam jetzt vor, daß ich in seiner Gegenwart weinte. Früher hatte ich mich über die Frauen mokiert, deren Spielraum so gering war, daß sie immer weinen mußten – konnten sie das nicht auf zu Hause verschieben? Im Grunde neigte ich der Ansicht von S. zu, der sich von Tränen erpreßt fühlte. Jetzt weinte ich selbst.

Manchmal weinte ich die ganze lange Form hindurch, meistens unsichtbar, dann wurde mir mein verheerender Gesichtsausdruck zum Vorwurf gemacht – »Lächeln!« –, gelegentlich auch in aller Offenheit, und dann sagte niemand mehr etwas, nicht einmal S., obwohl er vielleicht der einzige war, der es merkte. Ich ließ die Tränen rollen und wischte sie nur, wenn es als Teil der Bewegung aufgefaßt werden konnte und die flache Hand ohnehin schützend am Gesicht vorbeistreifte, rüde ab, woraufhin sie in rascherer Folge purzelten und ich zu tun bekam. Solange ich, als stabile Säule rechtsaußen postiert, mich der gekalkten Wand zuwenden durfte, genoß ich meine Unsichtbarkeit und hoffte, wenn ich mich umdrehte, die andern mit sich selbst beschäftigt zu finden und S. ich will nicht sagen ebenfalls weinend, aber träumend, innerlich gar nicht vorhanden. Allmählich glitt ich selbst vom Weinen ins Träumen hinüber und von meinem Traum in die Form, ihr in der Bewegung Geträumtes. Unwillkürlich verlagerte meine Aufmerksamkeit sich von der Seele ins Innere der Gelenke – da wo sie drehen –, und ich übte auf diese Weise: loslassen.

Wenn die Augen wieder blank geworden waren, blickte ich auf eine in traumhafte Nähe gerückte Szenerie mit wirklichen Menschen. Und wie nach einem Unwetter, so sprang hier und da erleichtertes Plaudern auf: die Form war zu

Ende, man durfte wieder reden! Ganz Mutige zogen sich in den Teewinkel zurück.

Ich ließ mich fallen. Sackte an der Stelle in mich zusammen, wo die Bewegung zu Ende gegangen war – ziemlich genau da, wo sie begonnen hatte – und streckte die seltsam abgekoppelten Beine von mir weg, die Arme über den Kopf, und sperrte Augen und Ohren auf, damit mir nichts von der Bildhaftigkeit dieser Szene entging, deren klare Schönheit nach der Art der Träume war: nämlich mit einer unbegreiflichen Emotion verknüpft, bei der es sich nur um das Selbstgefühl der Szene handeln konnte; anders war sie nicht zu erklären.

Ich nahm an der Unterhaltung nicht teil. Keine Macht der Welt hätte mir einen Ton entlockt, hatte ich in dem Moment doch nicht die Verfügung über meine Kehle und weil die anderen für mich redeten; sie übersetzten mein Schweigen, und ich lauschte.

Es ging um die banalsten Dinge, nicht selten auch um Grundlegendes in einer banalen Form; kurz, um das Hier und Jetzt der menschlichen Rede. Ich war glücklich, daß ich daran teilnehmen und daß ich mich vertreten lassen konnte. Irgendwie empfand ich mich sogar als das Herz der Aktion, als Schamane.

Nach solchen Abenden fand ich die Atmosphäre zu Hause geklärt. Auf den ersten Blick erkannte ich: mein Zimmer war nicht mit Fetischen, sondern mit Gegenständen möbliert. Alles war an seinem, nichts am festen Platz.

Die Papiere auf dem Schreibtisch mußten für die Oliven zusammenrücken; die Füße sich arrangieren.

Beim Schlafengehen bettete ich den Kopf zum offenen Balkon hin, ans Fußende; ich konnte das Lüftchen spüren. An einem Olivenkern lutschend, las ich ein paar Takte, legte dann das Buch beiseite und spuckte den Kern aus. Wenn ich nachts aufwachte, würde ich weiterlesen.

(27) FARO ERINNERT SICH

Manchmal war sie in meinen Armen wie ein nacktes Vögelchen. Ich mußte warten, bis sie geschlafen hatte, und möglichst auch, bis ich geschlafen hatte, und wenn ich dann mitten in der Nacht erwachte, ging von ihr die Wärme einer erwachsenen Frau aus, und wenn ich meine Hand ausstreckte, stieß ich auf Rundungen, die ich bei ihr nicht erwartet hätte, auf ruhige, schwellende Fülle, und ihr Atem ging mal leicht, mal schwer, wie der Atem des Meeres.

Aber wenn ich sie am Tag umarmte, dann zappelte sie, und ihre Haut war die

einer nackten Maus; sie roch kalt und feucht, und ihre Knochen staken überall heraus. Sie behauptete, daß der Atem der vielen Menschen, mit denen sie tagsüber zu tun hatte, auf ihr kondensierte. Davon fror sie, und sie musterte mich, als wäre ich auch einer von diesen Menschen. Ich mußte warten, bis sie gebadet und sich aufgewärmt, ein Kapitel gelesen und möglichst eine Runde geschlafen hatte. Dann fing sie an zu schwellen, und wenn sie sich auf ihrem Ellbogen aufrichtete und ihre neugierigen Augen auf mein schlaftrunkenes Gesicht heftete, dann sah ich, daß auf ihren Wangen, die mit den Jahren schmaler geworden waren, sich kindlich der Flaum bauschte. Und wenn sie sich dann noch mit ihrem ganzen schmächtigen Gewicht auf meine Brust sinken ließ, wurde mir die Lunge eng, und ihre Haare fielen mir ins Gesicht und kitzelten mir den Bart. Ich spürte, wie mein männlich gewölbter Brustkorb, auf den ich nicht wenig stolz war, nachgab und meine Muskeln weich wurden; wurde selbst ganz weich, ganz weiblich, während sie schwerer wurde, wärmer, kräftiger, und auf mir lastete.

Wenn sie Zeit gehabt hatte, sich auszuruhen, dann fielen die Tagesreste von ihr ab wie vollgesogene Egel. Ihr Äußeres, immer schon schwankend, wonach es sich richten sollte, gab die armselige Vertretung der Wirklichkeit auf und organisierte sich neu, von innen heraus. Leider war das ein beständiger Kampf, in dem wir uns aufrieben, sie und ich, ich sowieso und sie auf ihre ganz persönliche, verzweifelte Art auch, wobei man den Grund nicht einsah. Aber sie kämpfte wie ein Löwe, so klein sie war, auch gegen sich selbst, wogegen ich den Kampf immer schon verloren hatte, hin- und herschlug wie ein loses Tauende. Sie dagegen lehnte es strikt ab, die Beute von irgend jemand zu werden, und sei es die eigene Person, oder einem andern Zugriff auf sich zu gestatten – lieber verzichtete sie selbst auf das Paßwort und fand ihre Identität darin, sich in der Verteidigung von etwas aufzureiben, von dem ihr weder die Kontur noch die Substanz bekannt war; nur daß es ein Interesse allererster Ordnung war.

Manchmal konnten wir den Kampf vorübergehend zu unsern Gunsten entscheiden, wenn auch nicht aus eigener Kraft. Es mußte uns etwas zu Hilfe kommen, ein starker Trieb, aber ihm wiederum mußten wir zu Hilfe kommen, ihm Stille und Raum verschaffen, damit er seine Kraft entfalten und uns mit Gewicht versehen, uns die nötige Zentrierung geben konnte. Denn die Beine in den Boden stemmen nützte nicht viel, wenn die Welt an uns riß, und solange wir von uns ausgingen, schafften wir es sowieso nicht. Erst wenn wir das Heft aus der Hand gegeben und uns in die lachlustigen Zuschauer dessen verwandelt hatten, was mit uns abging, erwachsen uns neue Sinne, Tastsinne, und es änderte sich auch unsere Zusammensetzung; wir, die hin- und hergeschleuderten Spielbälle des Schicksals, wurden zur Brutstätte.

Manchmal wartete ich nicht geduldig ab; weil ich keine Lust auf eine große, alles umkremplende Liebe hatte, sondern einfach *ficken* wollte; oder weil mir das Unzureichende an ihr auf die Nerven ging, das Mickrige und Magere, das Hungrige und Bedürftige, das schlecht Gelüftete und mies Durchblutete, und ich keine Lust hatte, mich erst verausgaben zu müssen, um dann empfangen zu können. War ich nicht ein Mann? Durfte ich nicht Ansprüche stellen? Mußte ich erst geben, bevor ich bekam? Manchmal nahm ich sie so, wie sie von draußen hereinkam, übelriechend, unkonzentriert; nicht geradezu feindselig, aber abgelenkt und in ihren Gefühlen gewissermaßen schlecht sortiert, nicht auf den Punkt zu kriegen; körperlos oder geistlos, wie man will, es stimmte alles nicht. Ich nahm sie, und das Vergnügen war gering, das heißt männlich, nicht ohne Selbstbestätigung, irgendwie tautologisch, ich will sagen nicht übel. Gestärkt ging ich daraus hervor; jedenfalls mit erhobenem Haupt.

Und sie? Auch irgendwie gestärkt.

Alles hing davon ab, daß ich geduldig wartete, wenn sie den Geruch der fremden Leute mitbrachte und ihr fremdes Gerede, wenn eine unangenehme Lebhaftigkeit von ihr ausging, eine nervöse Sachlichkeit von ihr abstrahlte, eine entfremdete Nüchternheit sich ausbreitete; wenn sie, kaum hereingekommen, sich schon wieder abkapselte, in sich verkroch, an sich herumschnüffelte wie ein Köter, mit den Fingerkuppen über ihre Arme fuhr, bis die Härchen sich aufrichteten und sie an Volumen gewann, so daß sie auch für sich sichtbar wurde. Es war bei ihr nämlich so, daß sie einen andern nur zur Kenntnis nehmen konnte, wenn sie sich selbst zur Kenntnis genommen hatte. Wenn sie von sich eine Vorstellung entwickelt hatte, dann bekam sie eine Vorstellung auch von ihm (oder erst dann konnte sie sich vorstellen, daß zwischen ihnen etwas pasierte).

Wartete ich das alles geduldig ab, wurde ich reichlich belohnt. Kaum hatte sie die Überprüfung erfolgreich abgeschlossen, hatte sie nichts anderes im Sinn, als sich in andere Hände zu geben. Warum? Weil sie sich in dem Moment herrlich fand? Sie war imstande. Sie hatte das Lebendige an sich gespürt, das Vergängliche, und wollte den Moment nicht ungenutzt verstreichen lassen, sondern das Fest der Sinne feiern. Und wehe, ich hatte die Zeit nicht genutzt, um mich meiner zu vergewissern so wie sie, am besten indem ich mich zu ihr legte und einfach eine Runde neben ihr schlief, so daß ihr Geruch sich unbeachtet in meine Nase stehlen und ihre Wärme von mir Besitz ergreifen konnte – wenn ich dann aufwachte, waren wir schon hoffnungslos vermischt und, was Individualität anging, das Recht auf die Unversehrtheit der Person, kompromittiert.

Aber wehe, ich hatte mich nicht von allem Irdischen gelöst, von allen Bezügen, und war wie neugeboren. Dann wurde sie mir unheimlich, und das war ewig schade und ein Armutszeugnis obendrein, und es wäre besser gewesen, ich wäre mir unheimlich geworden als, im Zustand der vollkommenen Hingabe, in dem sie sich befand, sie.

Es war, als hätte ich meine Unschuld verloren.

Manchmal bist du mir unheimlich, sagte ich, und diese unbedachte, aber ehrliche Äußerung markiert den Beginn einer Entwicklung, in deren Verlauf wir auseinandertraten, Erwachsene wurden, Einzelne.

Sie war nicht beleidigt, aber erschrocken und verstört, und sie verstand überhaupt nicht, was ich meinte. So weit, wie wir uns zusammen vorgewagt hatten, hätte sie sich allein nie getraut. Daß ich jetzt einen Unterschied machte zwischen ihr und mir, machte sie wehrlos. Wenn sie mir unheimlich war, dann war sie es sich auch!

In ihr grummelte es. Ein oberflächlicher Beobachter hätte meinen können, sie schämte sich.

Du mußt auf dich achten, sagte ich. Es kann nicht sein, daß du dich völlig preisgibst.

Sie verstand gar nichts mehr. Vor wem sollte sie sich in acht nehmen? Ich war doch ich!

Du darfst dich nicht so aufgeben, sagte ich.

Sie runzelte die Stirn. Wollte ich sie warnen? Vor mir? Sie versuchte sich zu besinnen. Aber sie brachte keine Ordnung in ihre Gedanken.

In ohnmächtigen Worten versuchte ich ihr klarzumachen, daß andere Männer anders waren als ich. Sie zog ein T-Shirt über, obwohl die Luft im Zelt stand.

Abends, mitten in der Unterhaltung über den Ausflug vom Tag, sagte sie:

Ich finde schon noch jemand, dem ich nicht unheimlich bin.

In dieser Nacht gab sie acht auf sich, obwohl ich sie weckte. Wie stets mußte ich mich meiner Körperteile vergewissern; denn ich hatte mich zwischen ihren verirrt und war über die Besitzverhältnisse vollkommen ins unklare geraten: war das meine Hand, mein Bein? Und dieser Arm, unter dem ich Zuflucht genommen hatte vor einem schlimmen Traum – war es möglich, daß es nicht meiner war? Sie zog ihn weg und ich unverdrossen hinter ihm her, nur darauf bedacht, nicht leichtfertig aufzugeben, was ein Teil von mir war. Die kleine Meinungsverschiedenheit vom Tage hatte meiner Symbiose keinen Abbruch getan.

Manchmal in solchen Nächten war sie wie in einem süßen, trägen Entschluß umgekehrt, hatte die zielstrebige Flucht über die Bettfläche aufgegeben und

sich mir zugewandt, sich mit ihrem gewaltigen, durch Geruch und Wärme aufgepeppten Gewicht auf meine schlaftrunkene Brust sinken lassen, zweifellos, um mich zu ersticken. Ja manchmal hatte sie mir aus lauter Übermut die Kehle zugeedrückt, und ich konnte uns prima unterscheiden: *sie* lastete auf mir, und *ich* drohte zu ersticken! Da wir nun schon so lange eins waren, wußte ich genau, was sie spürte, und empfand nicht anders als sie und hatte meine helle Freude an mir; sie aber versuchte unverdrossen, mir die Kehle zuzudrücken. Nicht selten, ich geb's zu, wurde mir angst und bange, weil der Rollenwechsel gar zu perfekt funktionierte, und dann juchzten und kicherten wir.

In dieser Nacht aber hatte sie acht auf sich, und ich umarmte eine fremde Frau. Das war auch süß; denn sie begehrte mich. Sie stieß mich nicht zurück, und es war auch nicht so, daß sie mich bloß ertrug. Vielmehr war es die erste richtige Umarmung seit zehn Jahren, die von Erwachsenen. Bloß ich war leider nicht erwachsen und bekam Lust zu weinen, und sie war auch nicht erwachsen und weinte wirklich, aber nicht so wie sonst, wenn wir nicht wußten, ob es ihre oder meine und ob es Weintränen oder Lachtränen waren. Vielmehr waren es ganz allein ihre, und sie waren ausschließlich geweint. Sie kamen vom Kummer. Sie kamen vom Alleinsein. Ich stieß sie in diese Einsamkeit hinein, und das war schlimmer als in der Wüste rufen.

Die Nacht nahm uns gnädig auf, in dieser Nacht. Sie robbte zu mir hinüber, damit ich sie tröstete, und ich hinüber zu ihr. Beide empfanden wir das Glück, in unserer Einsamkeit nicht allein zu sein und in diesem schrecklichen Kummer getröstet zu werden.